

DER MARIENBOTE

Maerz 1961



DIE DORNENKRONE

Vom Acker Adams nahm man Dorn um Dorn.
Und sichtbarlich gekrönt mit Gotteszorn,
neigst Du das Haupt für uns. Die Stirne brennt.
Verachten muss Dich, wer dies Zeichen kennt.

Du bist der Mensch, fern aller Lieb. Allein.
Kein andrer kann wie Du verlassen sein.
Der Herr bekleidete, den er verstiess.
Ganz nackt und bloss Er Dich im Finstern liess.

Die Sonne jäh von Deiner Stätte schwand.
Ein Kriegsknecht schlägt Dich mit erhobner Hand.
Kains Söhne halten ungestört Gericht.
Die Erde trinkt Dein Blut und weiss es nicht.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

29. Jahrgang März 1961, Battleford, Sask. No. 6

Dies und Das

Überlegungen Der Spanier Jose Luis Martin Descalzo schrieb einen Roman, für den er mit dem höchsten spanischen Literaturpreis ausgezeichnet wurde. Der Roman heißt: "Die Grenze Gottes". Dazu überlegt Willibald Kammermeier: "Wo verläuft die Grenze Gottes? Sie verläuft dort, wo das Reich der menschlichen Freiheit beginnt. Freilich war Gott es selber, der den Menschen frei geschaffen hat. Er hat sich so selber seine Grenze gezogen.

"Gott wird durch diese Grenze nicht kleiner; denn ein Gott, der ein freies Geschöpf schaffen kann, ist größer als einer, der seinem Geschöpf die Freiheit nicht mitgeben könnte. Und ein Gott, der sein Geschöpf mit der doppelsinnigen Möglichkeit der Freiheit begabt, ist größer als einer, der dem Geschöpf die Freiheit verweigerte. Oder wie es Soeren Kiergegaard in seinen Tagebüchern einmal ausdrückt: 'Das Höchste, das überhaupt für ein Wesen getan werden kann, ist, es frei zu machen. Eben dazu gehört Allmacht, um das tun zu können . . . Alle endliche Macht macht abhängig, nur die Allmacht kann unabhängig machen . . .Dieses ist das Unbegreifliche, daß die Allmacht nicht nur das Imposanteste von allem hervorbringen kann: der Welt sichtbare Totalität, sondern das Gebrechlichste von allem hervorzubringen vermag: ein gegenüber der Allmacht unabhängiges Wesen.'

"Wenn aber die Grenze Gottes an der Freiheit des Menschen verläuft, dann ist es auch so, daß jeder Mensch kraft seiner Freiheit an Gott grenzt. Wenn wir als Geschöpfe von Gott abhängig sind, als freie Geschöpfe sind wir seine Partner oder seine Gegenspieler. Und beides, Partner und Gegenspieler sein, bedeutet eine Hinordnung auf ihn, eine Hinordnung der Liebe, eine Hinordnung des Hasses. Denn auch der Gotteshaß ist nur Zeichen und Zeugnis, daß ein Mensch niemals von Gott loskommt.

"Aber da gibt es noch ein anderes, das die Schrift die 'Lauheit' nennt: 'Wärest du doch kalt oder warm! So, wie du lau bist und nicht warm oder kalt, will ich dich aus meinem Munde speien' (Offffb. 3:15 f). Und der sterbende Pfarrer Don Macario in der 'Grenze Gottes', dem Roman des spanischen Priesterdichters J. L. Martin Descalzo drückt es so aus:

"Es stehen nur wenige Wege zur Wahl. Früher, als ich noch jung war, glaubte ich, es wären nur zwei. Entweder sich Gott ganz ausliefern, oder ihn töten. Das heißt sein Bild, die Vorstellung von ihm töten, die wir Menschen in uns tragen. Später habe ich erkannt, daß es noch einen anderen Weg gibt: sich taub stellen und weiterleben wie bisher. Dieser dritte Weg ist der schlechteste, aber auch der bequemste . . . und der am meisten begangene."

Wir sind es heute gewohnt, die Welt der Menschen in einen Westen und in einen Osten einzuteilen, in eine Welt des gläubigen Westens und

des kommunistisch-ungläubigen Ostens. Im Westen hätten wir dann die Partner Gottes, im Osten aber Gottes Gegenspieler. Der "Eiserne Vorhang" ist uns die Grenze zwischen diesen zwei Welten. Der geographische "Eiserne Vorhang" hat jedoch seinen geistigen Hintergrund, und dort, in diesem Hintergrund, läuft die wirkliche Grenze der Zersplitterung der Menschheit. Geistig beginnt die Trennung der Menschen da, wo der Mensch an Gott grenzt. Und zwar am fleischgewordenen gekreuzigten Gott-Mensch Jesus Christus.

Links dieses Trennungsstriches sind jene, die das Kreuz tragen — das Kreuz ohne Christus. Rechts leben wir, die wir uns zum Glauben an Christus bekennen. Zum Glauben an Christus — ohne das Kreuz! Links ist das Kreuztragen des Hungers, der Unfreiheit, der Arbeit unter Zwang verbunden mit dem Hoffen auf kommende technische und politische Wunder, die einstens aller Erlösung Heil bringen sollen. Rechts, das heißt bei uns, genießt man seit langem schon in großen "Wirtschaftswundern" die Früchte moderner Technik und Wissenschaft. Wir sind satt und wir sind frei. Das "politische Wunder" kommender Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit unter den Menschen, auf das man östlich des "Eisernen Vorhanges", ja fast überall außerhalb der westlichen Welt hinarbeitet, sorgt uns nicht mehr. Ja, wir finden es sehr schwer zu begreifen, warum die "Kommunisten" und warum die erwachenden Völker Afrikas und Asiens so viel darüber reden.

Johannes Vrede schrieb aus Anlaß der Konferenz des "Augsburger Kreises für christliche Verständigung" (1969) ein paar Sätze, die uns zum Nachdenken stimmen:

"Fehlt uns das nicht in so vielen Dingen unseres öffentlichen Lebens: daß wir das Vorstadium von Entwicklungen im Parteipolitischen, im Sozialpolitischen, im Kulturpolitischen und auch im "Konfessionspolitischen" nicht nur erkennen, sondern es auch wahrnehmen, um es zu nutzen? Das Vorstadium, wo die Dinge noch im Fluß sind, wo man noch zurechtbiegen kann, ohne daß man Prinzipien zerbricht? Wo sich gesunde Kompromisse noch aushandeln lassen, ohne zu faulen Kompromissen zu werden? Wo die Dinge noch leben und nicht in jene sklerotische Erstarrung übergegangen sind, die sich — mit Hilfe speziell interessierter Publizistik — nachher wie ein Alpdruck aufs öffentliche Leben legen und verheißungsvolle Wege versperren? Wachsamkeit und Arbeit in den vorpolitischen . . . Räumen, in jenen Bezirken also, wo sich die Vorstadien der Entwicklung abspielen, wäre dringend vonnöten."

Wir wissen eben nichts mehr von diesen "Vorstadien der Entwicklung". Wir wissen nicht mehr und mühen uns auch nicht zu erfahren, warum der Mensch zum Kommunisten geworden ist, warum der Afrikaner gegen den Weißen rebelliert und warum Asien sich dem Westen drohend gegenüberstellt. Wohl gibt es auch hier unter uns verantwortungsvolle Denker und Geister, die alle Weltpolitik in die Geschichte hineinzustellen verstehen, und aus der Geschichte herauslesen, was getan werden muß. Getan von uns. Doch im Durchschnitt genommen lebt der Mensch der Welt der "Wirtschaftswunder" in allem, im Politischen, im Sozialen, im Weltgeschichtlichen und auch im Moralen genau so, wie es der Bahnwärter Renato im Roman "Die Grenze Gottes" über den Gottesglauben seiner Mitbürger sagt:

"Sie haben sich einen Gott zurechtgemacht so klein wie ihre Köpfe . . . Einen Klempnergott, das ist es, was sie aus Dir gemacht haben. Sie rufen Dich nur, wenn es irgend etwas zu reparieren gibt. Wenn die Himmelskräne verstopft sind . . . Die größte Schmach, die man Gott zufügt, ist nicht, Ihn zu hassen. Nein, einen Hampelmann aus Ihm zu machen, der uns zu Willen ist. Im Auge des Hassenden wächst der Gehaßte. Die lachende Lüge: Das ist der Feind."

So ernst auch Redner und das gedruckte Wort über die gegenwärtige Verirrung und Verwirrung der Weltlage reden mögen, viel zu vielen unter uns ist die Politik zum Hampelmann geworden, der uns zu Willen zu sein hat. Wir wollen, so weit wir es mit unserem Christusglauben noch irgendwie ernst nehmen, Christus ohne das Kreuz. Sätze, wie zum Beispiel jener, der im ersten Petrusbrief 4:8 steht: "Vor allem aber erweist einander unausgesetzt die Liebe, denn die Liebe deckt eine Menge Sünden zu", tragen für uns den" Geruch des Allzu-Idealistischen, nicht Ernstzunehmenden", das man der — vermeintlich einzigen — Wirklichkeit fernhalten muß.

Soeren Kierkegaard versuchte einmal, den oben angeführten Bibelsatz zu zerlegen und ihn der Menschheit zu erklären. Er schrieb:

"Die Liebe deckt der Sünden Menge, d.h. sie entdeckt die Sünde nicht, und sie stellt daher den Sünder nicht bloß. Die Liebe verschweigt die Sünden und läßt sie bei sich selbst zur Ruhe kommen; sie vergrößert sie nicht durch Klatsch ins Tausendfache. Die Liebe deckt die Menge der Sünden, indem sie vergibt. Und dadurch liebt die Liebe die Sünden fort. Die Liebe läßt nicht

zu, daß Sünde in ihrer Gegenwart entsteht, sie gibt keinen Anlaß zur Sünde."

Mit dieser Liebe allein ist selbstverständlich im öffentlichen Leben, besonders in der Politik, nicht alles getan. Menschen, Parteien, Völker haben eben verschiedene Auffassungen von der Liebe. Darum spricht das Christentum auch von einem "Frieden der Gerechtigkeit", der die Voraussetzung zum "Frieden der Liebe" ist. Im persönlichen Leben vom Nächsten zum Nächsten jedoch von Mensch zu Mensch, ist mit dieser Liebe sehr viel, ja das Hauptsächlichste getan. Sie macht den Menschen, sein Urteilen und Handeln, menschlich. Ohne sie, die von der nicht-westlichen Welt als Brüderlichkeit bezeichnet wird, bleiben wir jener unmenschlichen Eigensucht und Gedankenverwirrung verfallen, an der wir gegenwärtig kranken. Das Leben nach den Regeln der Wirtschaftswunder, das Leben mit Christus ohne Kreuz, mag fähig sein, gediegene Kirchen zu bauen,, herrlich liturgische Gottesdienste zu gestalten, uns mit vielen Gedanken zu bereichern: es bleibt jedoch unfähig, uns Wege zum Frieden der Gerechtigkeit zu bauen, und somit auch den Weltfrieden der Liebe Christi unter den Menschen vorzubereiten.

Eigenartig übrigens, daß man das Gotteshaus unserer Tage als reinen Opferraum baut, was es ja auch wirklich ist. Doch, daß architektonisch nur das Opfer gilt und nicht auch das Wort Christi, daß die Kanzel, der Lehrstuhl des Herrn, nicht mehr aus dem Gemauer unserer modernen Kirchen herauswächst, muß doch irgendwo seinen Grund haben. Ist Christi Wort nicht etwa durch "unser Wort" all zu stark ersetzt worden? Wir mühen uns, das ist schon wahr, das Volk zur betenden Anteilnahme am Opfer anzuleiten. Zur gleichen Zeit wird es immer mehr Sitte und Gebrauch unter uns Gläubigen, die leidende Anteilnahme an Christi Opfer, das allzeitige Tragen des Todesleidens Christi am eigenen Leibe (2 Cor. 4:10) nicht mehr als wesentliche Charakteristik unseres christlichen Alltages zu betrachten. Wir leben im Wirtschaftswunder, ohne Aszese. Wir leben kreuzlos. Drum sind wir auch unfähig, Christliches in unserer Welt zu leisten. Höchstens, daß wir uns wieder zur Fülle des Kreuzes bekehrten, wozu uns die eben begonnene heilige Fastenzeit verhelfen möge.

– Der Schriftleiter

Das Ja zu allem

Viele Dinge können uns belasten: Erbanlage, körperliche Fehler, mangelnde Schönheit, mangelnde Intelligenz, Krankheiten, unsere Umwelt, der Tod eines Kindes, Enttäuschungen in der Ehe. Niemand bleibt verschont von Schlägen und Wunden. Das Ja zu allem, was Gott schickt, macht den Weg frei zur Liebe.

Niemand täusche sich: Es ist oft schwerer, Gott unser Schicksal zu "vergeben", als dem Mitmenschen zu verzeihen. Und dieses "Vergeben" hat eine große Bedeutung für unser Verhältnis zur heiligen Eucharistie. Die Zahl derer ist groß, die ein solches "Nichtvergebenkönnen" offen als Grund angeben für das Fernbleiben vom Altar, und wenn es nur die vermeintlichen Fehler eines Pfarrers sind, die man Gott verübelt.

Wir sollten Gott öfter bitten, daß er uns Kraft gibt, ja zu sagen zu unserem Schicksal. Denn wenn wir es nicht fertigbringen, droht uns die Verhärtung des Herzens, die — bürgerlich gesprochen — Komplexe hervorbringt und "nervöse Störungen". Lieber mit blutendem Herzen den Herrn lieben und sein Brot essen, als sich zu verschließen und zu verkrampfen.

Liebende leben von der Vergebung — auch Christus und wir in der heiligen Eucharistie. Er vergibt uns die Sünde, wir vergeben einander, und wir "vergeben" ihm unser Schicksal.

Josef Seuffert in: "Frau und Mutter"

Aus dem Tagebuch eines Unbekannten

Im amerikanischen Bürgerkrieg von 1863 bis 1865, also vor jetzt fast hundert Jahren, schrieb in einem erst lange nachher bekanntgewordenen Tagebuch ein unbekannter Soldat folgende Sätze nieder:

"Ich bat Gott um Stärke — er aber machte mich schwach, damit ich Bescheidenheit und Demut lernte.

"Ich erbat seine Hilfe, um große Taten zu vollbringen — er machte mich kleinmütig, damit ich gute Taten vollbrächte.

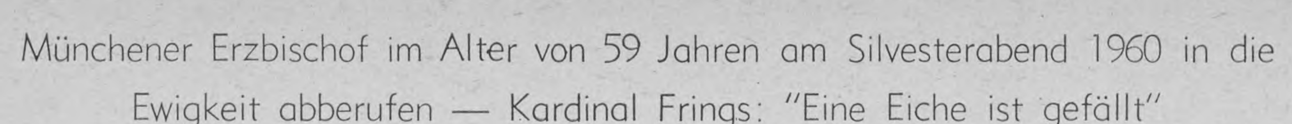
"Ich bat um Reichtum, um glücklich zu sein — er machte mich arm, damit ich weise würde.

"Ich bat um alle Dinge, damit ich das Leben genießen konnte — er gab mir das Leben, damit ich alle Dinge genießen könnte.

"Ich erhielt nichts von dem, was ich erbat — aber alles, was ich mir erhofft hatte.

"Gegen mich selbst wurden meine Gebete erhört. Ich bin unter allen Menschen ein gesegneter und zufriedener Mensch!"

Joseph Kardinal Wendel †



Münchener Erzbischof im Alter von 59 Jahren am Silvesterabend 1960 in die Ewigkeit abberufen — Kardinal Frings: "Eine Eiche ist gefällt"

Von Guido Zoeller

"Rheinischer Merkur"

Die Sprachen und Gesichter der ganzen Welt waren in München zusammengeweht. Die Sorge für sie, erst recht die Hingabe an den tiefsten und höchsten Sinn des Kongresses hatten sich in sein Herz gekrallt. Die heiße Flamme verzehrte sein Herz.

Der Tag schlich mit verhülltem Gesicht in den dunstigen Silvesterabend. Durch die Höhe der Liebfrauenkirche schallte das dankbare Tedeum der Gläubigen. Während sie sangen, machte sich der Kardinal bereit für den letzten Weg. Er ließ sich in müder Bewegung auf den Thronsessel nieder und stützte den Kopf in die schlanke Hand.

Welches Leben und welcher Heimgang! Ein Mann, der nicht eine einzige Stunde müßig verbrachte, der sich das Leben in keiner Minute leicht zu machen versuchte. Der es als Prüfung und Bewährung auffaßte und sonst als nichts anderes. Der als Krönung seiner Jahre eine Aufgabe bewältigte, wie es vornehmer keine gibt, und der noch in seiner Todesstunde das bedrängte, gehetzte, beschädigte Volk zu seinen Füßen sitzen hatte, um es zu lehren, zu trösten, zu mahnen. Er sprach die ahnungsvollen Sätze:

"Es ist immer besser mit Gott auf vertrautem Fuß zu stehen, als sich nur auf den Menschengeist zu verlassen und sein Vertrauen auf die Werke von Menschenhand zu setzen . . . Seid wachsam, denn ihr wißt nicht den Tag, an dem der Herr kommt. Haltet euch bereit, denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, da ihr es nicht vermutet. Selig die Knechte, die der kommende Herr wachend findet . . ."

Er war nicht der gewaltige Kanzelrufer wie sein majestätvoller Vorgänger Faulhaber, und es war keine fürstliche Beredsamkeit, die seinen Predigten den gewaltigen Zulauf sicherte, kein rhetorisches Gefunkel, das zwischen tiefen Schatten und grellen Lichtern wechselte. Er war ein Sprecher, der ohne Pathos und stürmendes Temperament seine evangelische Saat ausstreute, der höchstens eine knappe Handbewegung zu Hilfe nahm oder zu Ende des Satzes eine leise Kadenz. Die kerzengrade Gedankenschnur, die enge Beziehung auf Leben und Alltag, die klaren Bilder, die nüchternen Beweise und sein Mut, auch die giftigsten Dinge beim Namen zu nennen, das war es, was ihn zur faszinierenden Kanzelautorität und zum aufrüttelnden Mahner in diesem lauen Zeitalter machte.

Er ist nicht aus dem Leben gegangen, ohne in seiner Silvesterpredigt noch einmal an die Verantwortung der Christen appelliert zu haben: "Was die Welt von heute braucht bei der oft unglaublichen Verwirrung der Geister und der erschreckenden Verwilderung der Sitten, ist sichere Klarheit und starke sittliche Festigkeit." Er wandte sich gegen das miserable Schrifttum: "Daß solche Bücher geschrieben werden, ist für die gesittete Menschheit beschämend. Daß sie aber gedruckt, beschlagnahmt, wieder frei gegeben, übersetzt, für den Weihnachtstisch empfahlen und gekauft werden, ist für alle Beteiligten noch viel beschämender." Er prangerte auch den fragwürdigen Film an und bezog sich dabei auf die Weihnachtsbotschaft des Papstes: "Habt einen heiligen Schrecken davor, jene Saat auszustreuen, die die Liebe entweiht, die Familien auflöst, die Religion verspottet und die Fundamente der sozialen Ordnung erschüttert, die sich auf die Beherrschung der egoistischen Triebe stützt und auf die einträchtige, das Recht eines jeden wahrende Brüderlichkeit!" Schließlich teilte er seine Sorge um die Bekenntnisschule in Bayern mit, die gerade jetzt wieder beim Ringen um die pädagogischen Akademien offenen und versteckten Angriffen ausgesetzt sei.

Daß er so mit dem Leben lebte, immer die Sorgen und Mühsale des Volkes im Ohr, von jedermann ansprechbar, ohne daß sich in seiner Umgebung die Leutseligkeit ausbreitete, ein Pfälzer Demokrat in der etwas anders gearteten Münchener Atmosphäre, das hing wohl mit seiner Herkunft und seinem ganzen Werdegang zusammen. Die Eltern sind vor wenigen Jahren bei ihm in München gestorben, beide hochbetagt. Sein Vater war Schneidermeister in Blieskastel, zehn Kilometer hinter Zweibrücken und zwanzig vor Saarbrücken. Dort, wo eine Kapuzinerniederlassung besteht, im Klima des frommen Wallfahrtsortes, fiel bei dem jungen Joseph Wendel der Entschluß zum Theologiestudium sehr frühzeitig. Das Bischöfliche Konvikt in der Speyerer Greifengasse bot dem Jungen Kost und Logis, das Gymnasium am Rande des Dombezirks den Fundus humanistischer Weisheit. Nach dem Abitur zog er nach Rom. Er studierte in der roten Soutane des

Germanikers, promovierte zum Dr. phil. et theol. und erhielt am Christkönigsfest 1927 in der Ewigen Stadt die Priesterweihe.

Sein Heimatbischof Dr. Ludwig Sebastian verwendete ihn zuerst als Kaplan in St. Martin, Kaiserslautern. 1929 übertrug er ihm die Leitung des Speyerer Studentenheims St. Joseph, das gegründed worden war, um die Gilde der fahrenden Gymnasiasten, Realschüler, Lehrerseminaristen von der täglichen Eisenbahntour wegzubringen. Und nach neunjähriger Jugendarbeit, die auf weiten Strecken bedroht war durch die Übergriffe des omnipotenten braunen Staates, wurde er als Direktor des Diözesan-Caritasverbandes auf einen Posten gestellt, der in der Frontstellung zu der ewig trommelnden, alles verschlingenden und doch nur einseitig arbeitenden NSV nicht weniger militante Eigenschaften erforderte. An solchen Aufgaben konnte sich ein Bischofsprofil bilden. Und 39jährig wurde Dr. Wendel von Papst Pius XII. als Titularbischof von Lebessus zum Koadjutor und berechtigten Nachfolger des damals schon80jährigen Speyerer Oberhirten bestellt. Der Konsekration im Juni 1941 folgte dann zwei Jahre später, nach dem Tod von Bischof Dr. Sebastian, die Inthronisation.

Gegen die Haß- und Lügenpredigt des Dritten Reiches opponierte der junge Bischof mit seinem "Veritati et caritati;", das er in Wort und Tat, besonnen, aber furchtlos praktizierte.

Bombenkrieg und Obdachlose: Er holte eine ausgebombte Ludwigshafener Familie mit elf Kindern zu sich ins Palais. Zusammenbruch, Besatzungswillkür: Er intervenierte, wo er konnte; fuhr von einem Gefangenencamp zum anderen. Als die deutsche Menschheit die ärmste auf der Welt war, traf man den Speyerer Bischof auf der Landstraße, wie er unter seinem Auto lag und die Ölleitung reparierte. Er hatte ein Faible für das Technische und besaß den Führerschein seit seiner Zeit als Caritasdirektor. Hungerndes Volk und ein Bistum, das an seiner langen Südgrenze zerstört war: Die quadrigen Säulenstämme des SpeyererKaiserdoms sind mit vielen Dorfkirchen Zeuge, wie Bischof Joseph gegen die Lebensmittelwucherer loszog. Gegen die Wohnungsnot stellte er sein Diözesan-Siedlungswerk. Bei jeder Glockenanschaffung forderte er von der Kultusgemeinde eine Wohnungsbauausgabe in Höhe von 10 bis 25 Prozent der Kaufsumme.

Man konnte verstehen, daß ihm die Pfälzer nachtrauerten, als er 1952 von Pius XII. zum Erzbischof von München und Freising berufen wurde. Am 9. November fand seine feierliche Inthronisation statt. Im Konsistorium vom Januar 1953 erhob ihn Papst Pius dann zur Würde des Kardinals. Acht Jahre nur durfte er in Bayern wirken, doch waren es auch hier Jahre voll rastloser, methodischer Arbeit. Kardinal Frings als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenz stellte in seinem Nachruf fest: "Im Dienst seiner Diözese, im Dienst der Seelsorge an der jungen Bundeswehr, deren Militärbischof er war, hat er keine Rücksicht auf sich selbst gekannt."

Selbstlos, persönlich einfach und anspruchslos bis zu mönchischer Askese. Hingebungsvoll in seiner Menschenliebe, hingebungsvoll erst recht in seiner Frömmigkeit. Man sah beim Eucharistischen Kongreß die hohe Gestalt mit dem Sanctissimum. Sie wandelte, den Blick in sich gekehrt, über dem Volk. –



Einzug in Jerusalem

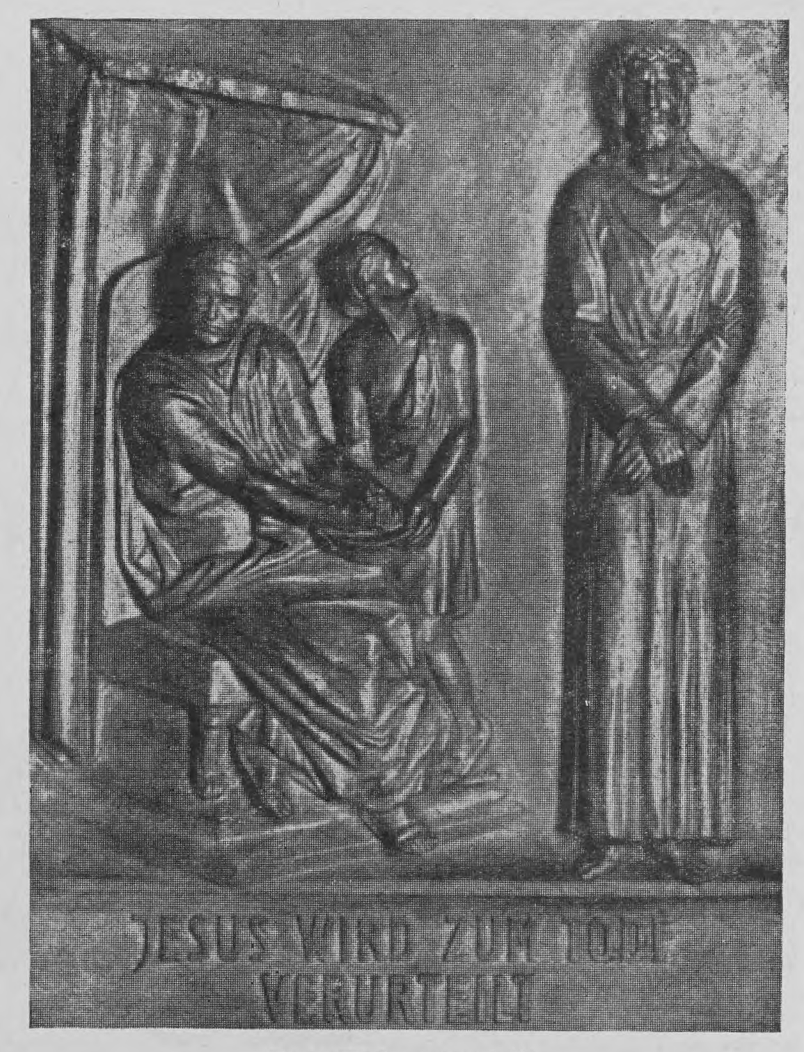
Simon von Cyrene spricht zu uns

Von Max Rieple

Ich bin ein einfacher Mann. Könnt' ich lesen und schreiben, würde ich aufzeichnen, was mir an jenem Tag vor dem Sabat — wir Juden nennen ihn Rüsttag — dort in Jerusalem begegnet ist. Noch immer kann ich's nicht glauben, daß ich damals plötzlich ein anderer geworden bin und Haus und Acker verlassen habe, um einem Manne nachzufolgen, den sie ans Kreuz schlugen und verlachten. — Aber wozu grübeln: es muß mir wohl bestimmt gewesen sein, Ihm zu begegnen, den sie den Nazarener nannten und dem ich einfach helfen mußte, ob ich wollte oder nicht. —

Bin ja nur ein einfacher Bauer, der besser mit der Harke umgehen kann als mit dem Schreibgriffel. Aber vielleicht dünkt es einem doch wichtig genug, später einmal aufzuzeichnen, was ich so recht und schlecht erzähle. Weiß ja auch die Rede nicht so zu setzen, daß sie schön und gerade hinläuft wie eine Ackerfurche und der Pflugschar. Das versteht unsereins, der sein Leben lang schinden und schaffen mußte, nicht. Sie nennen mich den Cyrenäer, als ob es etwas Besonderes wäre, daß ich aus der Cyrenaika stamme. Bin deswegen doch nur ein armer Landman geblieben. Oder kann man das vielleicht reich nennen, wenn man zwei steinige Äcker besitzt, und im Stall ein paar magere Ziegen stehen und ein einziges Zicklein? — Aber ich komm aus der Reihe, Es ist mit dem Erzählen wie mit dem Pflügen: wenn man nicht aufpaßt — schon ist die Furche krumm.

Am Rüsttag also war's, als ich mit meinem Zicklein nach Jerusalem zum Markte ging. Die Sonne brannte heiß, und das Tier zerrte an seinem Strick, als ahne es, daß es verkauft werden solle. War ein furchtbares Drängen und Schieben auf dem Markt. Da und dort standen die Menschen in Gruppen herum und redeten aufgeregt miteinander von einem Nazarener, wie ich hörte, und daß man ihn zum Kreuzestod verurteilt habe. Was geht das schon dich an, dachte ich. Lieber wär's mir, wenn einer mein Zicklein kaufen würde und ich rechtzeitig heimkäme. Und wie ich so den Gewinn überschlage, höre ich, wie neben mir einer sagt: "War nicht klug von dem Nazarener, daß er den Hohenpriestern ins Gesicht schleuderte, er sei Gottes Sohn." Und ein anderen meinte: "Schlimmer noch, daß er sich beim Verhör dem römischen Statthalter Pilatus gegenüber als König aufspielte. So was dürfen die Herren aus Rom nicht ungestraft hinnehmen, wollen sie es nicht mit dem Volke oder gar mit dem Kaiser verderben." Ich verstand das alles nicht so recht. Hab mich ja nie um Politik gekümmert; es ist mir in Cyrene und unter König Hero-



Zum Tode verurteilt



Die Kreuzeslast

des auch nicht besser oder schlechter gegangen als unter dem römischen Statthalter. Also hörte ich and nicht weiter zu. Indessen kam einer und fragte mich, was das magere Zicklein kosten solle. Ich war es leid, noch länger in der sengenden Hitze herumzustehen, und so nannte ich einen so niederen Preis, daß ich mich heute noch darüber ärgern könnte, wenn ich nicht —.

Aber wie gesagt, ich wollte nach Hause, und überdies leerte sich der Markt zusehens. Männer und Frauen drängten zum Stadttor, durch das es hinausgeht nach Golgatha. Ich griff mir meinen Knotenstock und dachte, wo so viele hinrennen, gibt's sicher was zu sehen. Noch heute frage ich mich manchmal, warum ich damals nicht lieber nach Hause gegangen bin. Was war es wohl,das mich trieb, dem Zug auf einer kleinen Seitengasse den Weg abzuschneiden, so daß ich ihn am Stadttor wieder erreichte? Hatte der Nazarener damals schon solche Gewalt über mich, daß ich ihm einfach folgen mußte, ob ich wollte oder nicht? Als ich Ihn dann vorbeikommen sah, beladen mit einem mächtigen Kreuz und angetrieben von den Geißelhieben roher Schergen, wäre ich offen gestanden lieber wieder meines Weges gegangen. Doch da strauchelte der Schmerzensmann, stürzte, und das Kreuz fiel auf ihn. Von einem, der neben mir ging, wollte ich wissen, was mit dem erbarmungswürdigen Menschen denn geschehen solle, und warum das Volk to tobe. Er aber herrschte mich an: "Blöder Bauer, weißt du nicht, daß es Jesus ist, der Nazarener, den sie den Judenkönig nennen. Schau nur, zum Spott haben sie ihm dafür die Dornenkrone aufs Haupt gedrückt."

Jetzt erst sah ich, daß der mit dem Kreuze Beladene eine aus Dornen geflochtene Krone trug, unter der Blut hervorsikkerte, und der ganze Körper von Geiselhieben zerfetzt war. Wer will mir's schon verargen, daß mich dieser Anblick so erchreckte, daß ich abermals zu entkommen versuchte. Aber das war leichter gedacht als getan. Nachdem sich der Nazarener mühsam wieder erhoben hatte, schob mich die Menge einfach weiter, immer weiter, den Weg hinauf nach Golgatha.

Da trat auf einmal eine blasse Frau dem Schmerzensmann in den Weg, richtiger gesagt, sie wollte es nur, aber ihr Schritt stockte, und so blieb es nur bei einem leichten Heben der Hände, als wolle sie ihn stützen. Es war eine Gebärde, die, kaum begonnen, schon in sich erstarrte. In den Augen der Frau aber lag ein solches Verstehen, ein solches Mitfühlen, daß ich wußte, das kann nur die Mutter des Kreuzträgers sein. Dies alles dauerte nur ein paar Augenblicke, dann keuchte der Nazarener unter der Last des Kreuzes weiter bergan. Mir war's genug. Plötzlich erspähte ich eine Lücke, durch die ich entkommen konnte. Am klügsten schien mir's so zu tun, als käme ich gerade vom Felde und hätte nichts von all dem gesehen. Gerade will ich mich an einem der Soldaten vorbeidrücken, als dieser mich anfährt: "He da, Bauer, siehst du denn nicht, daß der dort unter dem Kreuz zusammenbricht! Er darf uns nicht sterben, bevor wir ihn nicht ans Holz genagelt haben. Marsch, hilf ihm tragen!"

Zuerst glaubte ich, der Mann habe nur gescherzt, und ich wandte mich einfach um, als habe ich nichts gehört. Da packt mich der Soldat und will mich unters Kreuz zwingen. Ich wehre mich, versuche mich loszureißen — da trifft mich ein Blick des Nazareners, und dieser Blick war zwingender als der Griff des Schergen. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte mich einfach unters Kreuz beugen. Hab' als Bauer schon manche Last vom Felde heimgeschleppt und bin wahrlich kein Schwächling, aber dieses Kreuz legte sich so hart auf meine Schultern, daß ich beinahe zusammengebrochen wäre. Mit aller Kraft stemmte ich mich unter die Last, wie die Zimmerleute unter einen Dachbalken, wollte ich mich doch von der johlenden Menge nicht verlachen und auch von dem Nazarener nicht beschämen lassen. Als dieser spürt, daß ich ihm beigesprungen bin, trifft mich wieder sein Blick — oh, ich kann's nicht beschreiben, was diese Augen sagten. Dieser Blick schob alles andere zur Seite, die Gaffer am Wegrand und die Schergen. Ich sah nur noch Ihn. Eine unbekannte Kraft strömte von ihm herüber zu mir. Sie bewirkte, daß die Last des Kreuzes beim Weiterschreiten leichter und leichter wurde, ja, der schwere Balken, den ich trug, schien mich auf einmal selber zu tragen. — Ich spürte es kaum, als mich einer der Peitschenhiebe traf, die Jesum gegolten hatten. Ich war durch das Kreuz wie durch ein gemeinsames Joch mit ihm verbunden und litt mit ihm.

Ich war ihm nah, als eine Frau, Veronika geheißen, aus der Menge trat und ihm ein Tuch reichte, den Schweiß und das rinnende Blut abzutrocknen. Ich kann es bezeugen, daß dieses Stück Linnen, als er es zurückgab, sein Antlitz trug: die vom



Das erste Fallen

Schmerz gezogenen Furchen von den schmalen Wangen herab zum Mund, die großen, klagenden Augen, die zerschundene Stirn, das alles war dem Linnen eingeprägt wie ein Siegel.

Und als er dann wieder stürzte, war sein Schmerz auch mein Schmerz. Was war aus mir geworden? Ich, der ich mich mit allen Kräften gegen das Kreuz gewehrt hatte, dürstete danach, es tragen zu helfen. Noch sehe ich die klagenden Frauen, die sich zum Nazarener hindrängten, sehe, wie man ihn droben auf der Schädelstätte seiner Kleider beraubte, höre die dumpfen Hammerschläge, mit denen man seine Hände und Füße ans Holz nagelte. Ich sah den, der mir unter der gemeinsam getragenen Last Bruder geworden war, am Kreuze zwischen den beiden Schächern hängen, fühlte seinen Durst und das Bittere der Galle, mit der sie ihn tränkten, ich empfand die Qualen des Sterbens mit ihm und mußte dabei mit ansehen, wie sie um seine Kleider würfelten und ihn verspotteten. Den Schergen hätte ich niederschlagen mögen, der da rief: "Bist du der Sohn Gottes, dann steige doch vom Kreuze herab!"

Das alles war so furchtbar, daß sich sogar der Himmel verfinsterte. Und als der Nazarener dann um die neunte Stunde in einer Sprache, die ich nicht verstand, etwas rief und bald darauf seinen Geist aufgab, da war die ganze Welt aus den Fugen geraten. Die Erde zitterte und die Felsen spalteten sich. Eine furchtbare Angst packte mich. Ich rannte den Hügel hinunter, immer noch den Todesschrei des Nazareners im Ohr.

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach Hause kam. Meine Hütte stand noch. Das Erdbeben, das den Tempelvorhang zerrissen und die Gräber geöffnet hatte, war spurlos an ihr vorübergegan.

Ich aber war in jenen Stunden ein anderer geworden. Nicht nur deshalb, weil meine Haare sich gebleicht hatten, nein, sein Blick hatte sich verwandelt. Ich wußte, jener Gekreuzigte war wirklich Gottes Sohn. Jetzt werde ich nicht mehr ruhen und nicht rasten, bis ich einen von jenen gefunden habe, die zu ihm gehörten, und die man seine Jünger nennt. Vielleicht nehmen sie mich auf in ihren Kreis. –

Der barmherzige Mensch

Die Schuld des unbarmherzigen Menschen beginnt da, wo er uninteressiert und stumpf gegenüber fremden Leid ist. Wenn ich z. B. in der Straßen- oder Eisenbahn fahre, so dasitze und meine Zeitung lese, werde ich bisweilen plötzlich aufgeschreckt; da ist jemand, der krank ist und nicht stehen kann; irgend jemand macht Platz. Ich wurde erst aufmerksam gemacht, daß da zu helfen gewsen wäre. Der barmherzige Mensch ist anders, er sucht die Not, er geht auch in die Sraßenbahn mit der inneren Haltung: vielleicht kann ich einem Menschen helfen.

Das ist das Richtige: dieses Ausschauhalten nach der Not, dieses Suchen nach der Gelegenheit, einem anderen zu helfen; nicht sich erst aufstören lassen und sich dann schwerfällig oder gar mißmutig erheben.

Groß ist das Problem der langanhaltenden Not. Sie macht müde, schläfert ein. Im Anfang ist man gern bereit zu helfen, allmählich läßt man nach. Hier müssen wir immer wieder neue Impulse einschalten, immer versuchen, die Not neu zu erleben.

Bezeichnend für diese Haltung ist folgende Geschichte:

Ein Mann sieht beim morgendlichen Spaziergang einen blinden Bettler an der Brücke stehen; voller Mitgefühl schenkt er dem Unglücklichen eine Mark. Am nächsten Tage kommt der Mann den gleichen Weg entlang, trifft den Blinden zum zweiten Male und gibt ihm, der eigenen Gesundheit gedenkend, fünfzig Pfennig. Am darauffolgenden Tage fällt sein Blick zum dritten Male auf den Blinden, und er wirft ihm einen Groschen hin.

Als er aber am vierten Tage wieder die glanzlosen Augen des Bettlers auf sich gerichtet fühlt, geht der Mann wütend auf den Blinden zu und schreit: "Zum Teufel, mein Lieber, sind Sie denn immer noch blind?"

Das ist eine der größten Gefährdungen der Caritas überhaupt: Wenn uns die Versuchung überkommt: Es hat ja doch alles keinen Sinn und ist nur ein Tropfen auf den heißen Stein, es nützt alles gar nichts. Ist es wirklich so?

Die Liebe nützt viel mehr, als ich sehen kann. Man kann einem Menschen immer helfen, auch wenn man keine materiellen Güter hat, und oft ist damit, daß man einfach bloß gut gesinnt ist, viel mehr geholfen, als wenn man momentan eine materielle Not überwindet. Alle Liebe, die ich gebe, geht niemals verloren. Wir dürfen nicht naturalistisch denken und nicht materalistisch, sondern wir müssen so denken, wie der Herr gedacht hat. Das Gutgesinntsein, wie wir es von Gott wissen, ist die eigentliche selbstlose Liebe. –

Das Mädchen von Zimmer 10

von Lieselotte Kahlberg

Es war davon die Rede, daß ein Mann seinen halbwüchsigen Sohn eines Abends im Garten ziemlich heftig geschlagen hatte. die Ursache für den Zornesausbruch des Vaters war keinem von uns bekannt; jedoch hatten wir beobachtet, daß der Junge die Schläge wortlos, ohne Tränen oder Abwehr entgegennahm.

Die Meinung über dieses Geschehen und über das Recht des Vaters, den Sohn, der kein Kind mehr war, solchermaßen zu strafen, gingen erheblich auseinander. Je nach eigener Ansicht und Erfahrung ergriff der eine oder andere aus unserer Runde die Partei des Vaters oder des Sohnes. Karl H., ein Freund, der zu unseren Gästen gehörte, rief mitten in unseren lebhaften Disput hinein: “Zuweilen kann es, meine ich, eine viel härtere Strafe sein, Schläge, die man erwartet, nicht zu erhalten!” Gleich darauf bemerkte er, daß sich unser aller Augen fragend auf ihn richteten, und er erzählte uns, freimütig und ohne etwas zu beschönigen, die folgende Geschichte: — “Ich bin, wie Sie wissen, Gastwirtssohn. Mein Elternhaus stand in einer kleineren Stadt östlich der Elbe, nicht weit vom Bahnhof entfernt, auf dem täglich zwei oder drei Schnellzüge hielten. Hinter unserem Haus erstreckte sich ein großer Garten. Einige Äste der vielen alten Bäume, die dort wuchsen, ragten bis dicht an das dreigeschossige Gebäude heran. Uns Kindern, meinem Bruder und mir, war es stets ein Vergnügen, von den Dachluken oder den Fenstern der oberen Stockwerke aus im Herbst die Birnen und Äpfel zu pflücken, nach denen man nur eben die Hand auszustrecken brauchte. Genau so gern kletterten wir auch auf den Bäumen umher. In ihrem dichten Laubwerk gab es manch einen Platz, an dem man sich vor neugierigen Blicken aus Haus und Garten prächtig verbergen konnte.

Mein Vater war ein strenger Mann. Sein Wunsch war es, uns, seine Söhne, zu ordentlichen Menschen zu erziehen. Wenn wir fehlten, strafte er uns mit Schlägen, die wir stets als eine Art Sühne für unsere kleineren und größeren Vergehen hinnahmen. Wir waren wild, und unsere Köpfe steckten voller Dummheiten und verrückter Ideen. Am schlimmsten war es in den Ferien, wenn wir nichts zu tun hatten. Die Eltern zogen uns nur selten zu Arbeiten in der Gastwirtschaft heran.

Wir nahmen in unserem Haus auch Gäste zum Übernachten auf. Das mittlere Stockwerk war für den Hotelbetrieb reserviert. An einem Nachmittag im Sommer — ich stand damals im sechzehnten, mein Bruder Paul im fünfzehnten Lebensjahre — stellte sich ein Gast ein, wie er in unserer kleinen Stadt und besonders in unserem Haus nur selten auftauchte. Es handelte sich nämlich um ein junges Mädchen, das allein reiste, und, wie wir merkten, deutsch mit einem fremden, merkwürdig harten Akzent sprach, eine Ausländerin also. Was dieses Mädchen in unserer Stadt suchte, wieso es gerade bei uns abstieg und wohin es später weiterreiste, habe ich nie erfahren. Es tut auch nichts zur Sache. Jedoch hatte mich ein rascher, verstohlener Blick in das Gästebuch ein wenig über ihre Person aufgeklärt: Sie hieß Ljuba mit Vornamen, war in Rußland geboren und 21 Jahre alt.

Das Mädchen — vielleicht war es auch eine junge Frau — erhielt das Zimmer Nummer 10. Ich durfte den Koffer hinauftragen. Mein Bruder nahm die Rei-



Schmerz des Sohnes und der Mutter

setasche. Ljuba stieg vor uns die Treppe empor. Sie ging leichtfüßig auf schmalen, hochhackigen Schuhen und wiegte sich dabei. Sie war sehr elegant, sehr modern. Und sie war auch sehr hübsch. Als sie uns, im Zimmer angelangt, mit einem dankenden Nicken entließ, erröteten wir beide. Nachher unterhielten wir uns über sie. "Ich dachte immer, die Russen hätten alle dunkles Haar. Sie aber ist blond," sagte mein Bruder. "Und was sie für schwarze Augen hat!" fügte ich hinzu. "Ich wüßte gern, wie lange sie bleibt." Dann wechselten wir das Thema, kamen aber doch immer irgendwie auf Ljuba zu sprechen, die uns so viel reizvoller schien als alle Mädchen und Frauen, die wir kannten.

Später ging Ljuba noch einmal aus. Aber sie kehrte bald zurück, aß in einem Seitenzimmer allein zu Abend und las danach in einem Buch, das sie mitgebracht hatte. Lässig saß sie mit übereinandergeschlagenen Beinen in einem Sessel. Ich weiß nicht, ob mein Vater schon bemerkt hatte, daß wir uns für sie ein wenig zu sehr interessierten. Jedenfalls schickte er uns früh hinauf. Die Fenster unseres Zimmers gingen nach vorn, zur Straße hinaus. Tatenlos und schweigend saßen wir dort im Dämmerlicht des Sommerabends, während es in der Wirtschaft bei Bier und Schnäpsen hoch herging; denn es war Samstag.

Als es vom Kirchturm zehn schlug, fragte mein Bruder: "Ob sie auch schon oben ist?" — "Ihr Zimmer liegt nach hinten raus," erwiderte ich, sicher, daß er mit seiner Frage nur Ljuba gemeint haben könne. Allerlei Gedanken beschäftigten mich. Ich zögerte, sie auszusprechen. Dann aber sagte ich: "Vom Garten aus können wir sehen, ob auf Nummer 10 schon Licht ist. Wenn wir leise sind, wird niemand etwas merken, wenn wir hinuntergehen."

Wir gingen also, oder vielmehr wir schlichen uns in den Garten. Gerade als wir unten anlangten, schloß Ljuba das Fenster ihres Hotelzimmers. Die



"Der eine trage die Last des anderen"

Vorhänge zog sie nicht zu. Die Deckenlampe war schon eingeschaltet. "Was sie wohl tun mag?" überlegte ich. Paul zupfte mich an der Jacke. "Komm!" sagte er. Ich begriff sofort, was er vorhatte, und wir wechselten einen Blick stummen Einverständnisses.

Wir streiften unsere Schuhe ab und verbargen sie in einem Blumenbeet. Mit bloßen Füßen kletterten wir, schnell und geschickt wie Katzen — denn wir waren im Klettern geübt — den Birnbaum empor, dessen mächtige Krone, dick voller grüner, unreifer Früchte hängend, bis an die Hauswand und über das schräge Satteldach hinweg reichte. Auf halber Höhe angekommen, schwang ich mich auf einen Ast, Paul hockte sich, nicht weit von mir, auf einen anderen. Beide konnten wir von unseren Plätzen aus bequem durch das Fenster in das hellerleuchtete Zimmer Nummer 10 hineinblicken.

Ljuba stand in ihrem geblümten, ärmellosen Sommerkleid in der Zimmermitte und beugte sich zu ihrem Koffer hinab, der offen auf einem Stuhl stand. Sie schien sich unbeobachtet zu fühlen,denn ihre Bewegungen

waren frei und selbstverständlich. Mit flinken Fingern griff sie nach ihren Hausschuhen, zierlichen Pantöffelchen mit kleinen Absätzen, ließ sie auf den Boden fallen und schlüpfte mit den Füßen hinein. Währenddesen wühlten ihre Hände schon wieder im Koffer, sie zogen einen Schlafanzug heraus, der gleich darauf quer durch das Zimmer flog und auf dem aufgeschlagenen Bett in der Ecke landete.

Paul und ich waren uns über das Unrechte unseres Tuns durchaus im klaren. Später gestand Paul mir, daß ihn — genauso wie übrigens auch mich — immer wieder der Gedanke gequält hatte, daß es an der Zeit sei, den verbotenen Ausguck auf dem Baum zu verlassen. Aber eine Regung, die aus dem schlechten Teil unseres Ichs kam, war stärker: die Neugierde. Und so verharrten wir weiter oben auf unseren Ästen, die leise schwankten und manchmal knackten, wenn wir uns bewegten.

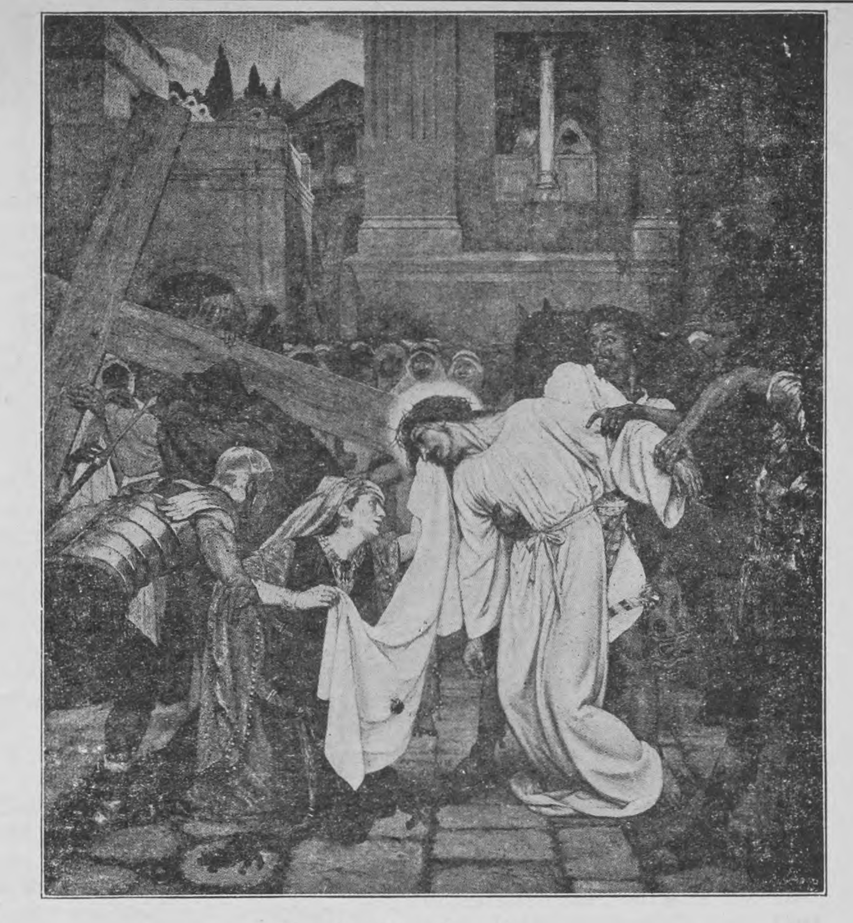
Ljuba war noch immer mit dem Auspacken beschäftigt — endlos lange, wie es uns schien. Ein bunter Beutel, der anscheinend das Waschzeug enthielt, wurde auf dem Glasbord über dem Waschbecken abgestellt, ein Kostüm in den bereitstehenden Schrank gehängt. Dann nahm Ljuba ein Bild heraus und stellte es auf dem Tisch ab, so daß es mit dem Rücken gegen eine Vase lehnte, die dort stand. Wir konnten nicht sehen, um was für ein Bild es sich handelte, denn Ljuba blieb dicht davor stehen und verdeckte es mit ihrem Rücken.

Sie stand sehr lange so da, anscheinend völlig in die Betrachtung des Bildes versunken. Ihre schlanken braungebrannten Arme hingen locker an ihrem Körper herab. Ihr Kopf war leicht nach vorn geneigt. In ihrer ganzen Gestalt schien sich Hingebung und Liebe auszudrücken, und ich fragte mich: Was ist es wohl für ein Bild, auf dem ihre Augen ruhen? Eine Fotografie ihres Mannes vielleicht? Oder ihres Verlebten? Ihres Freundes?

Plötzlich hob Ljuba eine ihrer Hände, es war die rechte, und rasch bekreuzte sie sich. Gleich darauf trat sie einen Schritt zur Seite und kniete nieder. Ihre beiden Hände falteten sich über ihrer Brust ineinander; immer noch den Blick auf das Bild gerichtet, begannen sich ihre Lippen zu bewegen. Und nun erkannte ich — und es traf mich wie ein elektrischer Schlag — was das war, was da vor ihr auf dem Tisch stand: eine Ikone, ein russisches Heiligenbild, ähnlich jenem, das einer meiner Onkel besaß, der viele Jahre in Rußland gelebt hatte. Und ich erkannte auch, daß ich etwas sah, das ich in diesem Augenblick am wenigsten erwartet hatte: Das Mädchen Ljuba betete.

Von da an warf ich keinen Blick mehr ins Zimmer. Fluchtartig glitt ich von dem Ast zum Stamm des Birnbaumes und an diesem hinunter auf den Boden. Ich fühlte nicht, daß ich mich an der Rinde verletzte, merkte nicht daß mein Bruder gleich mir in wilder Hast seinen Platz im Geäst verließ. Ich befand mich in großer Verwirrung, war wie in einer Panik — so sehr schämte ich mich.

Als wir in dem Blumenbeet nach unseren Schuhen suchten, stand plötzlich der Vater vor uns. Er hatte noch einmal nach uns sehen wollen, hatte das Zimmer leer gefunden und war in dunkler Ahnung, daß wir draußen irgend etwas Verbotenes im Schilde führten, in den Garten hinausgeeilt. Das Rascheln des Laubs und das Knacken der Zweige hatte ihm unsere Anwesenheit in der Dunkelheit verraten. Er hatte von der Hintertür des Hauses aus beobachtet, wie wir vom Baume stiegen. Nun baute er sich drohend vor



Selig die Barmherzigen

Kirche auf dem Vulkan 1960-61

Vulkan 60 — das heisst: die ganze Erde. Ueber alle Kontinente, wie in einem dunklen Gesetz um die Earde verteilt, brachen sie auf, die Vulkane, die Eiterbeulen, die Krisenherde des Jahres 1960. Wir sind berechtigt, nach der Ursache dieser Ausbrüche zu fragen und finden: Menschliche Unzulaenglchkeit, radikale Ideologien, Nationalismus und Rassenwahn. Doch wir wissen mehr: Die Trennung der Menschen von Gott stürzte die Welt in Friedlosigkeit. — Alle Katastrophen legen sich wie eine Kette um die Welt. Sie sind untereinander verbunden und wachsen aus der einen Wurzel, der Ueberheblichkeit des Menschen. — Mitten in den Ausbrüchen steht die Weltkirche. Als organisierte Kirche leidet sie unter dem Chaos, unterliegt, lebt oder geht manchmal sogar kraeftiger daraus hervor.

KUBA

Zuckerbrot und Peitsche, sagten die Römer. Diktatur auf der Zuckerinsel, das scheint die Parallele zu sein. — 1933 "übernahm Fulgencio Batista die Macht". Große wirtschaftliche und außenpolitische Abhängigkeit von den USA, Korruption, Allmacht der Polizei, Herrschaft der Hochfinanz, unwürdige Versklavung des kleinen Kubaners zum Landarbeiter, Unrecht und Armut kennzeichnen seine 25-jährige Herrschaft. Nur für die ausländischen Badegäste galten auf Kuba Freiheit und Menschenrechte.

26. Juli 1953: Stichtag der 26er Bewegung des bärtigen Advokaten Fidel Castro und seiner Studenten. Vergeblicher Sturm auf die Batista- Kaserne Moncada in Santiago. 1957 langsame Eroberung der Insel. 1959 Einahme Havannas. Errichtung einer "Demokratie". Castro wurde Premierminister.

70 bis 90 Prozent der Volksmassen standen hinter ihm. Doch die ersten Schocks bei der grausamen Liquidierung der Batista-Anhänger. Sympathien durch schonungslose Landreform. — Staatswirtschaft.

Die Kirche Kubas ist so alt wie die Kolonalisierung der Insel. Eine moderne Kirche: Unter 6,5 Millionen Einwohnern 5,6 Millionen Katholiken. Leider in zwei Erzbistümern und vier Bistümern nur 730 Priester. — Widerstand der Kirche gegen Batista. Unterstützung Castros als Hilfe für die Armen und Unterdrückten. — Heute ebenso starker Widerstand gegen die rote Infiltration. Proteste gegen Mikojan, Hirtenbriefe, Reden und Flugblätter, katholische soziale Aktion. Versuch Castros, eine schismatische Nationalkirche zu gründen. scheiterte an der Ablehnung des erwählten "Primas". Von Monat zu Monat wächst der Kampf. Hat sich Castro nicht übernommen? Die Kirche auf dem Vulkan Kuba wird die einzige Mauer gegen die kommunistische Lavaflut sein.

SUEDAFRIKA

"Nur für Weiße." Der Bure behauptet sich. In Rassentrennung, Paßzwang, Unterdrückung, Kampf zeigt sich das alte Vorurteil von der "christlichen Führerschaft der weißen Rasse". Verwickelte Lage. Der Weiße fürchtet um seine Stellung, um seine Heimat, die seine einzige ist. Die gleichen Rechte für die ungebildeten Bantus? Apartheid und Bantustan heißt die Burendevise. Sie trennt die Arbeitsplätze, schafft eigene Staaten: 3 Millionen Weiße gegen 11 Millionen Farbige. Die Engländer wollen vermitteln. MacMillan protestiert in Kapstadt.

20. März: Attentat auf Verwoerd. Ein Weißer schießt auf einen Weißen. Unruhe im Parlament. — Handelsboykott als Echo der Welt.

Im Afrikanischen Nationalkongreß, im Panafrikanischen Kongreß kämpfen kommunistische und gemäßigte Bantugruppen um ihr Recht.

Und die Kirche? Sie kämpft für Recht und Freiheit der Unterdrückten und Schwachen und hält sich nicht an die Rassengesetze. Obwohl selbst schwach — 1,08 Millionen Bantus, 110 000 Farbige und Mischlinge, 150 000 Europäer —, setzt sie alles ein für die schwarzen Brüder: Ihre Schulen sollen die Bantus zur Mündigkeit führen, sie reif machen zur Gleichberechtigung. Die Regierung zahlt es der Kirche heim. Sie kürzt Gehälter und Schuletats, schließt die Schulen und greift den Klerus öffentlich an. Auf die Dauer wird es sich zeigen müssen, wer die bessere Einsicht und den längeren Atem hat.

LAOS

Hinterindisches Königreich zwischen Burma, China, Thailand und Kambodscha mit nur 2 Millionen Einwohnern bei der Größe unserer Bundesrepublik und der unbedeutendsten Wirt-

---

uns auf und verlangte Aufklärung über das, was geschehen war.

Wir gaben sie ihm, stockend, voller Furcht, doch in aller Aufrichtigkeit. Wir erzählten ihm, was wir gesehen, berichteten erregt jede Einzelheit. Auch jenes Bild, die Ikone, ließen wir nicht unerwähnt. Und dann harrten wir der Schläge, die wir wie nie zuvor verdient zu haben glaubten.

Diese Schläge aber empfingen wir nicht. Vater sagte nur: "Geht wieder in euer Zimmer hinauf!" Sonst nichts. Es war kein Zorn, aber es war Verachtung und auch Scham in seiner Stimme.

"Sehen Sie", schloß Karl H., der Erzähler, "unsere eigene Scham und die Tatsache, daß Vater sich unseretwegen schämte, waren zusammen mit dem überraschendem Verlauf des Erlebnisses selbst eine bittere Strafe für uns. Schläge hätten von dieser Strafe nur ablenken und sie uns erleichtern können. Übrigens, erinnere ich mich, vergingen mehrere Tage, ehe ich es wagte, meinem Vater wieder in die Augen zu sehen, obwohl das Mädchen Ljuba am folgenden Morgen schon sehr früh abreiste, ohne daß ich ihr — und das war gut so — noch einmal begegnet war." –

schaft im südostasiatischen Raum, ist gegenwärtig Angelpunkt kommunistischer Expansion. In Laos brodelt es. Eine Revolution löst die andere ab. Ausnahmezustand und Kriegsrecht werden zur Gewohnheit. Militärische Führer, die sich lieber auf die ihnen ergebenen Teile der Armee stützen als auf Parlamentsmehrheiten, kämpfen um die Macht. Ursache der Unruhen: Kommunistische Rebellen überfallen Kasernen, führen Partisanenkriege, und die politischen und militärischen Führer können sich nicht über den Einfluß der KP einigen.

Die Kirche: Unter der überwiegend buddhistischen Bevölkerung gibt es nur 22 000 Katholiken (1,1 Prozent) bei 78 Priestern. So kann die katholische Kirche trotz intensiver Arbeit mit den kommunistischen Erfolgen nicht konkurrieren. Die einzige Lösung wäre der Aufbau eines Laienapostolates. Schon heute heißt Laos "das Land der kommunistischen Agenten".



Das zweite Fallen

CEYLON

Die "schluchzende Witwe" des am 25. September 1959 ermordeten Premiers Bandaranaike von Ceylon hat im Juli 1960 an der Spitze der Shri-Lanka-Freiheitspartei den Führer der Nationalpartei abgelöst. Wenn auch die klare Mehrheit für Frau Bandaranaika das schlimmste Unheil, die Mehrheit einer aus linientreuen Kommunisten und trotzkistischen Bünden vereinten Aktionsgemeinschaft, verhinderte, läßt Frau Bandaranaikas Politik der Rache doch allen Grund zu Befürchtungen. Obgleich strenger Neutralismus zwischen Ost und West betont wird, ist ein Ruck nach links unverkennbar.

Die Kirche: Die aktive Schultätigkeit der nur neun Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachenden katholischen Minderheit und die Liebestätigkeit katholischer Krankenschwestern hinderten schon lange den buddhistischen Expansionsdrang in diesem Kernland des Buddhismus und führten in den letzten Jahren zu einem unglücklichen Kulturkampf. 1959 konnten die Spannungen friedlich beigelegt werden. Jetzt hat Frau Bandaranaika erneut Öl ins Feuer gegossen und eine radikale Staatskontrolle der konfessionellen Schulen in Aussicht gestellt.

JAPAN

Das Industrieland des Fernen Ostens lieferte 1960 im Tauziehen zwischen Ost und West einige Nervenproben. Der japanisch-amerikanische Sicherheitsvertrag warf seine Schatten voraus: Bergarbeiterstreiks, Demonstrationen der klassenkämpferischen Sozialisten — der zweitstärksten Partei —, Unruhen im Parlament. Die kommunistischen Drahtzieher wußten 'ihre' Studenten, 'ihre' Arbeiter auf die Straße zu stellen; gespielter Volksaufstand. Dafür hatten sie lange den Studentenverband, den Sohyo, die Drei-Millionen-Arbeitergewerkschaft zu steuern gewußt. Jeder Neutralismus ist willkommen und bereitet ihnen den Tag X vor.

Und die Kirche? Ihre 250 000 Katholiken verschwinden im 92-Millionen-Volk. Und doch: Wenn sie auch in den Unruhen des Jahres 1960 keine Rolle spielte — politisch ist sie ohne Bedeutung —, der öffentliche Einfluß christlichen Denkens und Fühlens nimmt zu. Die Achtung wächst: Neutralistisches Wollen weiß auch die Friedensbemühungen der Kirche zu schätzen. Eine gefährliche Rolle —, aber auch eine Chance im Kampf der Gegenwart.

KONGO

Suchte man eine Musterkolonie, nannte man Belgisch-Kongo — bis zum 6. Januar 1959. An diesem Tage fallen die "schwarzen Kinder" in Leopoldville plündernd über ihre weißen Väter her. Nervosität im Mutterland. 13. Januar: Übereilte Unabhängigkeitsversprechen. 120 politische Parteien schießen wie Pilze aus dem Boden. Schwarze Führer: Lumumba, Kasawubu, Tschombe, Bolikango.

20. Januar 1960: Round-Table-Konferenz in Brüssel.

16. Mai: Erste allgemeine Wahlen, Sieg der Lumumba Partei. Aus den folgenden Machtkämpfen gehen hervor: Ministerpräsident und Verteidigungsminister Lumumba, Staatspräsident Kasawubu, Senatspräsident Ileo, Außenminister Bomboko.

6. Juli: Ausbruch des Vulkans: Meuterei der schwarzen "Force Publique", Vertreibung der weißen Offiziere, Schändung der Frauen, Chaos.

11. Juli: Abtrennung der Minenprovinz Katanga durch Tschombe.

14: Juli: Sicherheitsrat greift ein, belgische Fallschirmjäger in

Leopoldville. Flucht der Weißen. UNO-Truppen.

1. August: Abzug der belgischen Soldaten. Lumumbas Invasionsversuch in Katanga. Ausschreitungen gegen UN-Soldaten. Drohungen mit Unterstützung der Sowjets.

3. September: Kasawubu setzt Lumumba ab. Neues Kabinett durch Ileo.

12. September: Lumumba vorübergehend verhaftet. Machtübernahme durch Oberst Mobutu. Provisorische Studentenregierung. Völlige Verwirrung.

Hat die Kirche im Kongo versagt? Schönste Missionsblüte: Unter 14 Millionen Einwohnern fünf Millionen Katholiken; 420 Negerpriester und vier schwarze Bischöfe in 39 Diözesen. 1959 errichtete Papst Johannes eine eigene Hierarchie. Kirche ist Kulturträger: fast alle Schulen unter ihrer Leitung. Moderne katholische Universität. Schwarze Priester einzige Intelligenz.

Die Kirche und das Chaos: Mit Ausnahme der Soldateska freundliches Verhalten der Bevölkerung gegenüber den weißen Missionaren. Bischof Malula von Leopoldville unentwegter Helfer und Warner bei den Unruhen. Während der Ausschreitungen werden Schwestern vergewaltigt, Priester geschlagen, zwei Bischöfe verhaftet. Doch das sind Ausnahmefälle. Die Kirche lebt. Sie trägt auch im Kongo die Hoffnung der christlichen Welt, das Chaos von innen her zu überwinden und den Kommunismus abzuhalten. Die Kräfte sind da. Diese Krise bedeutet für das Christentum Bewährung oder Untergang.

KAMERUN

Die durch Völkergemisch, zahllose politische Splittergruppen und religiös und weltanschaulich verschiedene Gemeinschaften bewirkte Zerrissenheit wurde für den 23. souveränen Staat Afrikas zu einer ernsten inneren Krise. Die Freiheit schenkte keine Einheit. Jeder kämpft gegen jeden.

Amadou Ahidjo, der junge europafreundliche Staatschef, konnte seine Stellung bei den Aprilwahlen mit der Zweidrittelmehrheit seiner "Union Camerounaise" festigen, aber es gelang ihm nicht, seinem Land den inneren Frieden zu geben und die vielen feindlichen Brüder zu versöhnen.

Die Kirche: Der Europäerhaß dieser Gruppen findet in den Missionen immer geeignete Opfer. Im Dezember vorigen Jahres wurden zwei Missionare gemordet, ihre Köpfe auf Stangen mitgeführt. Im Februar riß man einem einheimischen Priester die Kleider vom Leib und verbrannte sie samt der geraubten Paramente. Vier Priester wurden gewaltsam entführt. Immer wieder gehen bei nächtlichen Überfällen Missionsstationen, Kirchen und Schulen in Flammen auf. Obgleich eine geordnete Missionsarbeit unter solchen Umständen stark gefährdet ist, zählt die Kirche unter 3,3 Millionen Einwohnern bereits 800 000 Gläubige. Da die Katholiken schon ein Viertel der Bevölkerung ausmachen, hofft man, daß es ihnen gelingt, den laizistischen Tendenzen zu begegnen.

KOREA

April 1960: Korea im Blickpunkt der Weltpresse. Syngman Rhee, Südkoreas 85jähriger Staatspräsident und Diktator, wird durch Revolution der Studenten zum Rücktritt gezwungen. Bilanz: 200 Tote, Tausende von Verletzten, Ruinen. Doch Korea ist frei. Dr. Tschang, der katholische Vizepräsident, geht bei den Neuwahlen als Sieger hervor. Mit zwei Drittel aller Stimmen im Parlament besitzt er nach einer Regierungskrise im September nunmehr eine sichere regierungsfähige Mehrheit Trotzdem neue innere Unruhen.

Dieses politische Chaos brachte der katholischen Kirche keine nennenswerten Verluste. Hoffnung, daß unter der neuen Regierung mit einem katholischen Ministerpräsidenten die Chance der Missionsarbeit zunimmt. Massenweise strömen die Koreaner der Kirche zu. Zwar sind von den 22 Millionen Südkoreanern erst 300 000 katholisch (1,4 Prozent), aber es melden sich jährlich über 50 000 Katechumenen. Augenblicklich sind es sogar 97 000 Taufbewerber. — MAP



"Er ist mein Gott, der mir die Seele tröstet"

Wer auf die Ereignisse fernen Glückes wartet, wird oft enttäuscht werden — nur die Treue im Kleinen sichert stetiges Glück.

O Gott, gib mir soviel Leuchtkraft des Herzens, daß Menschen nicht an meinem Schatten zugrunde gehen.

Man sollte den Menschen ihre Fehler nicht vorhalten, auch wenn wir noch so verletzt sind — Gott richtet selber im Gewissen jedes Einzelnen.

Ich denke an den Piloten

Von W. Altendorf

Ich hatte mir das Landhaus gemietet, weil ich die Stille suchte Und ich hatte die Stille gefunden. Die Hauptstraße lag weit ab. Das nächste Dorf war zu Fuß in drei Stunden zu erreichen, verstreute Höfe in den Windungen des Tales versteckt. Nichts, so schien es mir, würde je diese Stille stören. Ich war stolz auf meine Entdeckung; denn der Lärm breitet sich immer mehr aus, verschlingt die Oasen der Stille und tötet das Nachdenken.

Eines Tages aber krochen den staubigen Feldweg einige Autos entlang, umfuhren mein Haus, verschwanden im Tal, fuhren jenseits den Berg hoch und verschwanden hinter einem bewaldeten Rücken. Dann hörte ich die Säge im Wald, die hämmernden Schläge der Äxte, das Rattern großer Maschinen. Der Wald dämpfte das Geräusch, und wenn der Wind entgegenstand, verschwand es völlig. Nun aber dehnt sich hinter dem Bergrükken der Flugplatz aus. Nachts leuchtet dort der Himmel hell wie ein ewiges Morgendämmern. Mit der Stille ist es vorbei. Düsenjäger jagen über mein Häuschen hinweg, daß die Fensterscheiben klirren oder am Abend gar das Weinglas auf dem runden Tisch. Ich haßte und verabscheute diese Flugzeuge von ganzem Herzen. Es waren für mich anonyme, zischende Ungeheuer mit Menschen ohne Seelen darin, Roboter der Geschwindigkeit und des Lärms. Sie hatten gewiß jede sichtliche Bindung zur Erde verloren und forderten den Herrgott heraus.

Die Kühe auf der Weide, die von der Mühle weiter unten im Tal bis herauf zu meinem Haus getrieben wurden, ruhige geduldige Geschöpfe, hatten einige Zeit jedesmal die Köpfe hochgeworfen, wenn einer der Düsenjäger über den Wald gesprungen kam. Aber wie erstaunlich rasch hatten sie sich daran gewöhnt! Selbst die Bedenken des Försters — manches Gespräch mit ihm galt dem Ungeheuer hinter dem Berg und der Wirkung der heulenden Düsen auf das Wild — zerstreuten sich mit dem Maßstab der Beobachtung: Das anfänglich vergrämte Wild wechselte längst wieder auf gewohnten Pfaden. Ich aber gewöhnte mich nicht daran. Ich fühlte mich betrogen, eines Rechts beraubt und schmählich hintergangen. Der Lärm, vor dem ich geflohen war, schlug verstärkt zurück. Ich war vom Regen in die Traufe gekommen.

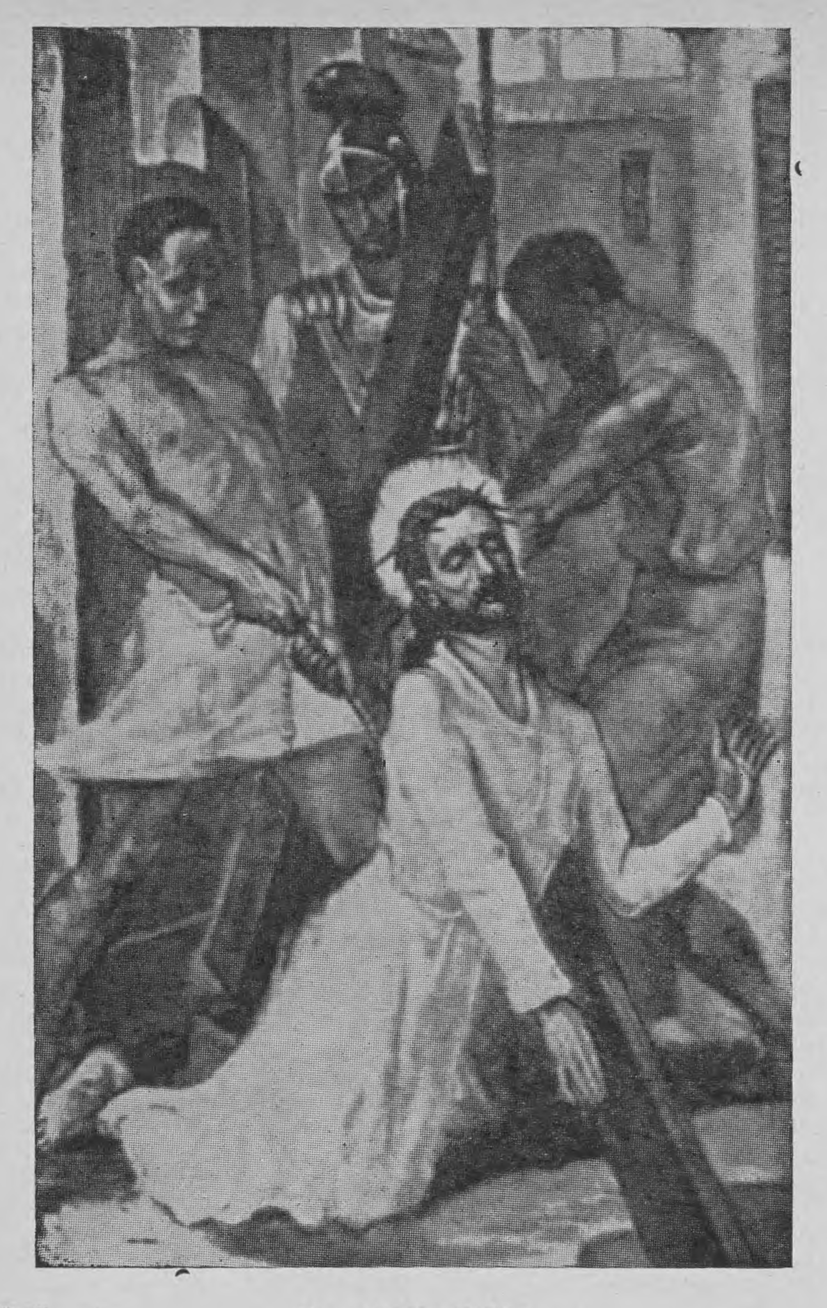
Trotz allem wurden auch mir die Geräusche am Himmel irgendwie vertraut, so daß ich heftig aufschrak, als einmal das gleichmäßige Summen eines in großer Höhe fliegenden Jägers ruckend unterbrach, dann wieder aufheulend einsetzte, erneut unterbrach and schließlich gänzlich aufhörte. Zu vernehmen war nur noch ein ungewöhnliches Sirren, das gefährlich klang. Ich lief in meinen Garten hinaus, suchte den Himmel ab und entdeckte alsbald das Flugzeug, das, sich schräg drehend, nach unten schoß. Gleichzeitig entfaltete sich abseits davon ein Fallschirm mit einer winzigen Puppe daran. Der Düsenjäger fegte über mein Haus hinweg und explodierte im Wald. Das Echo der Explosion brach sich rollend im

---

Furcht und Liebe

Die Furcht ist nicht abzulösen von der Liebe. Man kann Gott nicht lieben, ohne ihn zu fürchten, ebensowenig wie man seine nNächsten lieben kann, ohne ihn zu achten. Gott nicht fürchten hieße ihn an seiner Barmherzigkeit hindern. Die Liebe zu einem in sich verächtlichen Menschen setzt nicht die Achtung vor dieser Keratur voraus — die man ja nicht achten könnte —, sondern die Ehr-Furcht vor dem Schöpfer, der in bestimmter Weise durch jede Kreatur hindurch sichtbar wird. Jeder ist nach dem Bilde Gottes erschaffen und trägt die göttliche Prägung an sich. Diese Prägung muß man achten, beim anderen wie bei sich selbst. Wenn die Nächstenliebe die (rechte) Selbstliebe voraussetzt, dann setzt die Achtung vor dem Nächsten die Achtung seiner selbst voraus. Was in der menschlichen Liebe "Furcht" ist, hat seine Entsprechung in der göttlichen Liebe als Strenge; denn hier gibt es nur eine Umkehrung und keine Analogie: Gott kann den Menschen ja nicht fürchten, und der Mensch kann nicht von Gott sein Recht fordern. — Auf menschlicher Ebene finden sich Furcht und Strenge vereinigt in der Liebe zwischen Eltern und Kindern. Man kann ein Kind nicht erziehen, ohne es Respekt zu lehren und ohne es zu respektieren; es rspektieren heißt: seine Persönlichkeit "fürchten", die nicht wir erschaffen haben und die sich uns entziehen kann. Gott fürchten heißt: zuerst einmal im Bereich unseres Handelns die Folgen des Ursächlichen sehen; im Leiden unserer Irrtümer, in der Sünde unsere Vergehen erkennen. Gott lieben heißt: ihn allem anderen vorziehen; das wählen, was näher zu ihm hinführt, statt dessen, was von ihm entfernt. Gott lieben heißt auch: die göttliche Ursache in allen Formen ihrer Auswirkung sehen — Gott in allem erkennen. "Gott ist die Liebe."

Frithjof Schuon



Das dritte Fallen

Tal. Ein Rauchpilz stieg auf, wurde vom Wind ergriffen und zog dann schmal und schräg in südlicher Richtung.

Es war ein aufregendes Erlebnis, zumal mein Interesse zweifach in Anspruch genommen wurde. Mein Blick pendelte zwischen Rauch und Fallschirm, und ich wußte durchaus nicht, wie ich mich verhalten sollte. Mußte ich irgend etwas tun, mußte ich beispielsweise die Flugplatzverwaltung anrufen, deren Nummer im Telefonbuch stand, oder war sie bereits alarmiert? War es erforderlich, daß ich mich zur Unfallstelle hinbegab, wo der Rauch nun wallend aufstieg, das Feuer womöglich einen ausgedehnten Waldbrand verursachte? Die Stelle war ungefähr einen Kilometer von meinem Landhaus entfernt, aber ich wußte, daß in dieser Richtung keine Höfe lagen, daß das Düsenflugzeug mitten in den Wald gestürzt sein mußte. Ich überschätzte meine Kräfte keineswegs. So entschloß ich mich, den Fallschirm im Auge zu behalten, an dem ein Mensch hing, der womöglich meiner bedurfte. Der Pilot bewegte sich wie ein dunkler, träger Käfer, ruderte mit Armen und Beinen und sank überraschend schnell der Erde zu. Der Nordwind trieb ihn näher und näher auf mich zu, und sicherlich war es mehr als ein Zufall, daß er schließlich auf der Wiese vor meinem Haus landete.

Mein Haus ist eigentlich das einzige weit und breit, das sichtbar am Hang liegt, und das von oben aus als Zielpunkt wie eine Insel im weiten Meer des Grüns wirken mußte.

Ich hatte nun also zu handeln. Mit wenigen Sätzen war ich bei dem Fallschirmspringer, der auf der Wiese lag und sich vorerst nicht rührte. Der Fallschirm blähte sich im Wind auf, ruckte und zerrte an den Leinen. Ich warf mich auf die Seide, die sich sehr kühl, fast feucht anfühlte, und drückte sie nieder. Dann sah ich in das bleiche, junge Gesicht. Es schien schlafend, trotzdem merkte ich sofort, daß der Pilot bei vollem Bewußtsein war, daß er die Augen nur geschlossen hielt, weil er nicht begriff, was eigentlich mit ihm geschehen war. Plötzlich setzte er sich jäh auf, blickte mich verständnislos an und starrte dann vor sich hin ins Gras, als müsse er sich auf etwas sehr Wichtiges besinnen. Ich nestelte ihm die breiten Haltegurte los und suchte währenddessen in meinem Gedächtnis krampfhaft nach einigen englischen Brokken, um eine Brücke zu schlagen. Aber es fiel mir nichts ein.

"Hällo!" rief er da und lächelte etwas. Da kam mir eine vernünftige Idee. Ich griff in meine Rocktasche und bot ihm eine Zigarette an. Er nahm sie, zog den Rauch durch die Lunge und hustete trocken auf. "Thank you."

Er versuchte aufzustehen, aber es gelang ihm nicht. Irgend etwas war mit seinem rechten

Fuß nicht in Ordnung. Ich bedeutete ihm, daß er mir seinen Arm um die rechte Schulter legen sollte und wies auf mein Haus. Das verstand er, und während wir auf mein Haus zuhumpelten, wurde mir klar, daß dies ein besonders wichtiger Augenblick für mich war, für mich und vielleich auch für ihn. Ich hatte wieder Kontakt gewonnen mit einem Menschen — wie lange schon lag der letzte Besuch eines Freundes zurück! Ich hatte mir die Stille, die Einsamkeit erkaufen müssen, und nun wußte ich auch um welchen Preis. Drei Jahre lang hatte ich keinen Menschen mehr helfen dürfen, nichts von diesen nahen Augenblicken erlebt, die so wichtig sind, weil sie uns bestätigen, weil sie unserem Leben einen echten Sinn geben. Ich war vor dem Lärm geflohen, aber ich hatte mehr zurückgelassen als alles, was ich je hätte mitnehmen können!



"Er hat sich Seiner Gottheit enblößt."
Man hat Ihn Seiner Menschenwürde entblößt.

Später saß er im Sessel am runden Tisch. Ich entkorkte eine Flasche Wein, von dem ich wußte, wo er wuchs, dessen Stöcke ich kannte, dessen Sonne ich gespürt, dessen Erde ich geschmeckt hatte. Aber alles gewann nun größere Bedeutung! Er lobte meinen Wein, ein wichtiges Lob vielleicht, denn seine Zunge war ungeübt in den Feinheiten dieses Getränkes, das sich nur aus der Übung und der Geduld voll erschließt. Dabei hatte ich Gelegenheit, ihn mir näher anzusehen. Er konnte nur wenig über zwanzig sein und sah keineswegs aus, wie ich mir einen Düsenjägerpiloten vorgestellt hatte. Er war klein, schmal und immer noch recht blaß im Gesicht. Immer wieder strich er über seinen ziemlich kurz geschorenen Haarschopf, stieß dabei die Luft aus den Mundwinkeln, wie einer, der eine schwere Arbeit erfolgreich hinter sich gebracht hat. Sein rechtes Bein ruhte auf einem zweiten Sessel. Nun fingerte er an dem Knöchel herum. "Nix gutt", sagte er und verzog sein Gesicht, um mir anzudeuten, daß der Fuß schmerzte. Ich löste die Schnallen seines Schuhs und versuchte vorsichtig, ihm den Schuh vom Fuß zu ziehen. Er stöhnte auf, so daß ich erschrocken innehielt, aber er lächelte mich sofort wieder ermunternd an. Schließlich gelang es mir, ihm den Schuh auszuziehen, ein Dienst, wie er mir aus vielen Geschichten bekannt war, Symbol der Hilfe und sorglichen Nächstenliebe. Er bewegte vorsichtig die Zehe, und da es ihm glückte, kam etwas Farbe in sein bleiches Gesicht. Ich zog ihm auch noch den Strumpf aus. Der Knöchel war geschwollen und mußte mit einem feuchten Tuch gekühlt werden. Es war eine gut Arbeit, um so mehr, als seine immer noch spürbare Erstarrung langsam wich. Vielleicht war es der Wein oder diese Stube in meinem Haus?

Er griff in seine Brusttasche und brachte eine Fotografie zum Vorschein, wie sie alle Soldaten bei sich tragen. Darauf waren drei Personen abgebildet im heimlichen Glanz der Ähnlichkeit. Er deutete auf sie und erklärte: "Mam, Dad, Mabel — my sister."

Ich verstand sogleich und betrachtete mir Mutter, Vater und Schwester Mabel aufmerksam. Sie standen vor dem breiten Fenster ihres Hauses irgendwo im Nordwesten Amerikas, viele tausend Meilen entfernt von hier, und ahnten und wußten nichts davon, daß ihr Sohn und Bruder in diesem Augenblick mit dem Fallschirm über meinem Landhaus abgesprungen war.

Ich ging zum Fenster, öffnete es. Über meinem Hause kreiste der Hubschrauber, aufmerksam gemacht durch den weißen Fleck des Fallschirms auf der Wiese. Ich lief hinaus und winkte. Der Hubschrauber kam langsam herab und landete.

Als er wieder aufstieg, saß Jack in der Kanzel und winkte. Auf einem Zettel, den er mir in die Hand gedrückt hatte, stand seine Adresse.

Eine Zeit blieb das Gras draußen auf der Wiese vor meinem Haus niedergedrückt. Aber nach dem ersten Regen hob es sich wieder.

In jedem Düsenflugzeug, das mein Haus überfliegt, sehe ich nun Jack: Schmal, etwas bleich im Gesicht mit der Fotografie von Mam, Dad und Mabel in der Brusttasche. Ich ärgere mich nicht mehr über den Lärm. Es hat keinen Sinn. Außerdem denke ich an den Piloten. –

Die Segnende Hand

"St. Konradsblatt"

"Er, der uns aus den Himmelshöhen gesegnet hat in Christus mit aller Art von Geistessegen" (Eph. 1, 3), öffne auch seine hohe hand über dieses Jahr und seinen Anbeginn. Denn "dazu hat er seinen Sohn gesandt, daß er segne." Ja, die sichtbar gewordene Hand Gottes, die geheiligte Person Christi selbst. In seiner Segenshand liegt Versöhnung und Gnade. Und wenn schon der göttliche Vater den siebenten Tag durch einen besonderen Segen weihte, so war doch dieser Segen nur Zusammenfassung aller Segensworte vom ersten bis zum letzten Schöpfungsvorgang. Ohne Gottessegen wäre kein Geschöpf geworden, noch könnte es ohne den fortdauernden Segensstrom aus der allmächtigen Hand bestehen und weiterleben. In Gottes Rätseltiefen sind alle Kräfte leuchtend von vielgestaltigen Segensformen. Im Segenswort eingehüllt ist der Befehl "es werde". Das bringt auch die Segensgebärde, die wir kennen, zum Ausdruck. In der Segensgebärde der Hand webt die Bitte und Kraft aus der Höhe, vereint mit der schenkenden Kraft der Liebe. In der Segensgebärde ist ferner Entscheidung, ist Abwehr dämonischer Angriffe. Zwar hatte schon im Alten Testamente das Priestertum die amtliche Segensgewalt und die dreifach emporsteigenden Worte des hochpriesterlichen Segens sind in ihrer strahlenden Großartigkeit unübertrefflich:

"Der Herr segne dich und behüte dich!

Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig!

Der Herr wende sein Antlitz zu dir und schenke dir Frieden!" (Nm. 6, 24 ff.)

In diesem Segen verbindet sich der Gnadenstrahl aus Gottes Auge mit der behütenden Schöpferhand. Aber erst im Heiland fanden diese alten Segensworte ihre heilbringende Vollendung. Im Alten Testamente bevorzugte Gott Bergeshöhen, um seinen Segen ausgehen zu lassen weit über die Lande. In christlicher Zeit verdichten sich die Segenskräfte gleichfalls an bestimmten Orten und Persönlichkeiten. Das weiß man, dennoch ist man betroffen, wenn etwa ein Nachruf von einem Priester besonders sagt: "Er konnte segnen." Läßt uns das nicht fühlen, in welch dämmernden Tälern wir wandeln, verlangend nach heiligleuchtenden Gipfeln.

Der Mensch ist ein Wesen der Entscheidung. Auch im Segen ruht nicht nur Gnade, sondern Entscheidung für oder wider Gott. In der Segensgebärde des Herrn liegt ein schweigendes Gericht. Noch immer ist es, wie der große Prophet an der Grenze des gelobten Landes seinem Volke kündete: "Siehe, ich lege heute vor den Segen und den Fluch; den Segen, wenn ihr gehorcht dem Gebote des Herrn, eures Gottes, den Fluch, wenn ihr nicht gehorcht." (Dt. 11, 26 ff.)

Fluch und Segen sind die zwei Seiten der gleichen Gotteskraft entsprechend dem, was St. Augustin sagt: "Es ist das gleiche Feuer, das die Seligen beseligt und die Verdammten peinigt." So wirkt sich auch der nicht angenommene Gottessegen zum verderblichen Fluche aus.

Noch aber leben wir in der Möglichkeit der Wahl. Wir können die Gotteskraft annehmen und weitergeben, wir können selbst jeden einfachen Gruß zu einem Segensworte machen und wecken damit nur die ursprüngliche Wesensmeinung des Grußwortes. Vollends das Geheimnis eines Neuanfangs, die Schwelle eines neuen Lebensjahres muß das Zeichen des Segens tragen. Denn der Mensch des guten Willens ist berufen zum Segen.

– V.

Was ist Sozialismus?

Ein Gelehrter aus Polen hat vor kurzem in einem Artikel die Frage beantwortet, was der Sozialismus in Wirklichkeit ist. Seine treffeffnden Worte wurden im ganzen Lande viel belacht. Er schreibt:

"Die (sozialistische) Gesellschaft setzt sich aus Menschen zusammen, die sich keinerlei Schuld bewußt sind, aber jeden Augenblick darauf warten, verhaftet zu werden.

"In dieser Gesellschaft muß man über das, was man denkt, schweigen und darf das nicht denken, was man sagt.

"Der (sozialistische) Staat beschäftigt mehr Spitzel als Krankenpflegerinnen.

"Die Wahlergebnisse sind immer schon vor der Wahl bekannt, und die leitenden Persönlichkeiten ernennen sich selbst.

"Es ist für einen Staatsbürger eine gefährliche Sache, die Zeitungen der vorausgegangenen Woche und erst recht vom vorausgegangenen Jahr nachträglich zu lesen.

"Bei Prozessen sind der Staatsanwalt und der Verteidiger in der Zumessung des Strafmaßes immer ein und derselben Meinung.

"Der (sozialistische) Staat verbietet seinen Staatsbürgern, ins Ausland zu reisen . . .

"Also, jetzt wißt Ihr es: der Sozialismus ist etwas Gutes."

Aus der katholischen Welt

VATIKAN – *4000 Sängerknaben trafen sich in Rom.* – Über 4000 Sängerknaben aus 13 Ländern und vier Kontinenten nahmen vom 28. Dezember bis 2. Januar in Rom am Internationalen Kongreß der "Pueri Cantores" (Sängenrknaben) teil. Am Neujahrsmorgen zelebrierte Papst Johannes XXIII. in Sankt Peter für die kleinen Sänger einen feierlichen Gottesdienst. Einen weiteren Höhepunkt des Kongresses bildete ein großes Konzert der "Pueri Cantors" am 30. Dezember im Sportpalast in Rom. Der Bund der Sängerknaben sieht als seine Aufgabe die Förderung des liturgischen Gesanges, vor allem des Gregorianischen Chorals und der mehrstimmigen klassischen Musik. Aus dem gemeinsamen Gesang soll das brüderliche Verständnis der Sängerknaben untereinander ohne Unterschied der Nation gefördert werden. Aus Deutschland nahmen die Sängerknaben der Benediktinerabtei Tholey (Saarland) an dem Kongreß teil.

Großneffe des Papstes ist Maurer in Deutschland. – Als italienischer Fremdarbeiter kam Giuseppe Limonta, ein Großneffe Papst Johannes XXIII., nach Altenmittlau im Kreis Gelnhausen, wo der heute 42jährige "Seppl" seine deutsche Frau Elisabeth heiratete und seither als Maurer im Freigericht von Altenmittlau tätig ist. Papst Johannes XXIII. ist ein Vetter von Limontas Mutter aus der Umgebung von Bergamo. Die Limontas mit ihren zehn Kindern zählen dort zu den ärmsten Familien, weshalb sich Giuseppe 1944 als Arbeiter nach Deutschland verdingte. Zum diesjährigen Weihnachtsfest hat "Seppl" von Papst Johannes XXIII. ein Grußwort und Bild des Heiligen Vaters erhalten, das jetzt zu den wertvollsten Erinnerungsstücken der Altenmittlauer Limontas zählt. Auf Anfrage, ob er den Heiligen Vater besuchen werde, antwortete Giuseppe Limonta: "Bestimmt im kommenden Jahr, wenn das Geld reicht." Wie Giuseppe Limonta weiter berichtet, habe er seinen Großonkel zum letztenmai 1952 zu Hause bei Bergamo als Erzbischof Roncalli getroffen. Dort verbrachte der damalige Erzbischof seinen Urlaub bei Arbeiten in der Landwirtschaft und in den Weinbergen, was er als seine beste Erholung bezeichnete.

ÖSTERREICH – *Gedächtnisturm für Komponisten von "Stille Nacht".* – Das österreichische Innstädtchen Braunau bereitet Gedenkfeiern für einen namhaften Sohn der Stadt vor: Für Franz Gruber, den Komponisten des Weihnachtsliedes "Stille Nacht, Heilige Nacht". Ein Ausschuß ist jetzt mit den Vorarbeiten zur Errichtung eines Gruber-Denkmals betraut worden. Es soll als "Turm des Weihnachtsfriedens" über dem Grab Grubers im Ortsfriedhof errichtet werden. Von der Höhe dieses Turmes will man künftig an jedem Heiligen Abend das Jubellied von einem örtlichen Chor singen und über den Rundfunk in die Welt ausstrahlen lassen. Erzbischof Andreas Rohracher von Salzburg hat den Vorsitz des Ausschusses übernommen. Bis 1963, zum hundertsten Todestag Grubers, soll der Gedächtnisturm stehen. Franz Gruber hatte seine Geburtsstadt früh im Leben verlassen. Er wurde Lehrer und Organist in Hallein. Dort schrieb er auch, Weihnachten 1819, die Musik zu dem vom Ortspfarrer verfaßten Weihnachtsgedicht. Die Gitarre, mit der Franz Gruber zum erstenmal das Lied spielte, ist noch aufbewahrt. Die amerikanische katholische Nachrichtenagentur NCWC-News Service schreibt in einem Bericht zu den Vorbereitungen der Gruber-Gedächtnisfeier: "Über das Andenken an seinen anderen berühmten Sohn, Adolf Hitler, hat die Stadt dagegen einen Mantel des Vergessens ge breitet."

Österreichische Kirche besorgt über Ordensnachwuchs. – "Der weibliche Ordensnachwuchs gehört zu den großen Sorgen der Kirche", sagte Kardinal König, Erzbischof von Wien, in der Generalversammlung des Canisiuswerkes in Wien. Wenn künftig nicht mehr Mädchen den Ordensberuf ergreifen, müßten Kindergärten geschlossen werden, neue Altersheime unbetreut bleiben, und auch die Krankenpflege durch geistliche Schwestern müßte eingeschränkt werden. Mit Befriedigung hingegen verwies der Kardinal auf die steigende Zahl von spätberufenen Priestern. Nach Mitteilung des Erzbischofs studieren derzeit im österreichischen Spätberufenenseminar Horn 116 junge Menschen, die sich, zumeist nach erfolgreicher Berufsausbildung, nun durch Ablegung der Reifeprüfung die Voraussetzung für ihr späteres Priesterstudium verschaffen.

TSCHECHOSLOWAKEI – *Gerüchte um Erzbischof Beran von Prag.* – Die Wiener Tageszeitung "Neuer Kurier" berichtet von Gerüchten in Prag, wonach Erzbischof Dr. Josef Beran die langjährige Haft nicht überstanden hätte und bereits vor einiger Zeit im Kerker gestorben sei. Die Meldung stützt sich auf Berichte von Reisenden aus der Tschechoslowakei, in denen es heißt, daß seit über einem Jahr keinerlei Nachrichten über den Prager Erzbischof bekannt geworden seien.

SCHWEDEN – *Katholische Fürstenhochzeit in Stockholm.* Die Hochzeit zwischen Prinzessin Brigitta von Schweden und Prinz Georg Johann von Hohenzollern ist nunmehr auf kommenden Mai angesetzt worden. Die Trauung wird in der königlichen Schloßkapelle stattfinden, und es ist, wie aus zuverlässiger Quelle verlautet, zu erwarten, daß der katholische Bischof von Stockholm, Knut Ansgar Nelson, ein gebürtigter Däne, die Trauung vornehmen wird.

SPANIEN – *Unterschriftensammlung für Seligsprechung Pius' XII.* – Beim Vorstand der spanischen Katholischen Aktion, die um die Seligsprechung Pius' XII. bemüht ist, sind in den letzten Monaten 3350 Sammellisten mit Unterschriften eingelaufen. Die in zehn Bänden zusammengefaßten mehrere Hunderttausende von Unterschriften werden über den Apostolischen Nuntius dem Heiligen Vater zugeleitet mit der Bitte, den Prozeß der Seligsprechung Pius' XII. zu eröffnen.

BRASILIEN – *Priesterseminar für 19 brasilianische Diözesen.* – Währen man früher in Brasilien nur die Tätigkeit protestantischer nordamerikanischer Sekten, nicht aber die Missionstätigkeit der katholischen Kirche der USA kannte, arbeiten heute schon 200 nordamerikanische Ordensleute in verschiedenen brasilianischen Prälaturen und Diözesen. Neuerdings hat sich der Episkopat der USA bereit erklärt das regionale Priesterseminar fü fünf nordbrasilianische Kirchenprovinzen mit 19 Diözesen mitzubauen. Es ist in Recife (Pernambuco) geplant und für 300 Seminaristen bestimmt. Die Regionalseminare sollen in Brasilien eine bessere Auswahl der Professoren ermöglichen.

Reiseautobus rast in Prozessionszug. – Ein vollbesetzter Reiseomnibus raste mit einer Geschwindigkeit von über 100 Stundenkilometern bei der Landstadt Carpina (Nordbrasilien) in einen Prozessionszug, der einem nahegelegenen Marienheiligtum zustrebte. Da der Fahrer den Bus erst nach hundert Metern Bremsstrecke zum Stillstand bringen konnte, blieben 28 Tote und 22 Schwerverletzte auf der Unfallstrecke.

Der Ochsenmillionaer

Erzählung von Rudolf Utsch

Es ist schon lange her, als ich ihn kennenlernte; und er war damals schon ein alter, eingeschrumpfter Hagestolz. Doch ich kann ihn mir noch gut vorstellen. Er wohne nicht in meinem Dorf, sondern in einem größeren Flecken, der eine gute Wegstunde entfernt lag. Und in diesem Flecken standen damals noch zwei große moderne Schmieden. Trotzdem kam er stets mit seinen zwei Ochsen in unsere alte, bescheidene Dorfschmiede, wenn die prächtigen Tiere beschlagen werden mußten. Auf eine Frage, weshalb er diese rückständige Schmiede bevorzuge, soll er geantwortet haben: "Meine Ochsen sind sehr konservativ. Maschienen können sie nicht leiden, weil sie in ihnen eine Bedrohung ihrer Existenz sehen. Nur alte Schmieden sagen ihnen zu. Es gibt in der Welt so viele Ochsen, deren Wünsche respektiert werden — weshalb soll ich einen Wunsch meiner Ochsen mißachten?"

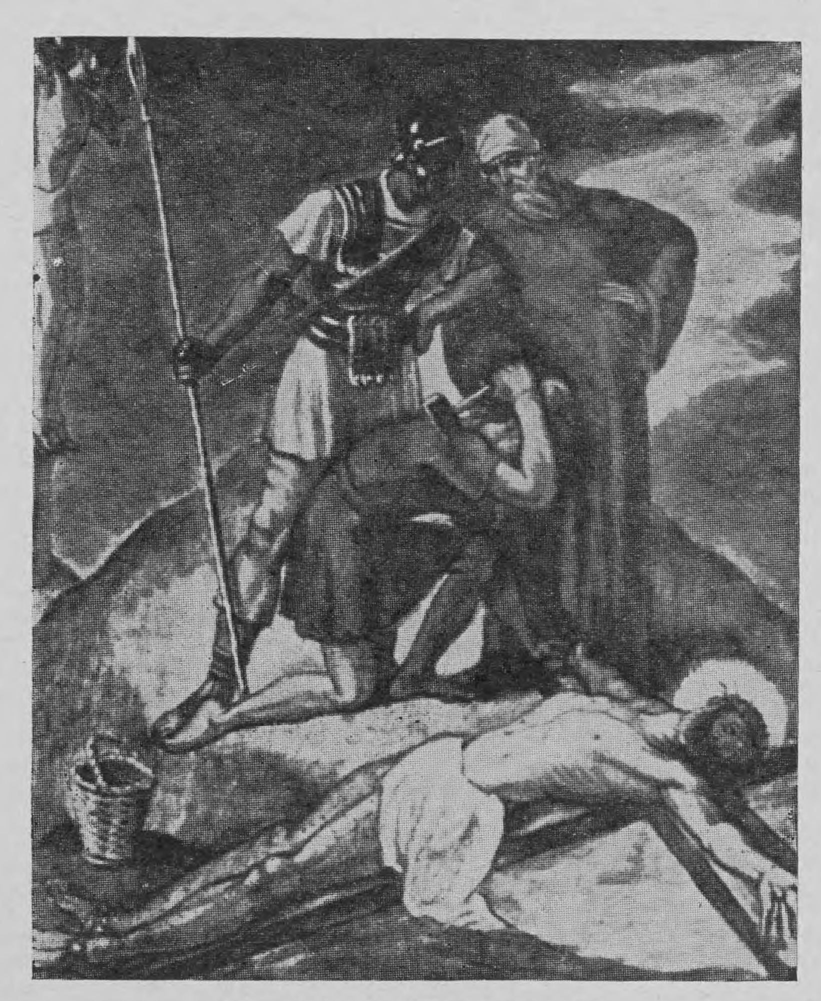
Und unser Dorfschmied freute sich, wenn der Millionär mit seinen Ochsen kam. Er zahlte gut. Und wir Dorfjungen drängten uns herbei, um den Ochsen mit dicken Pferdeschwänzen die Fliegen zu wehren. Es war eine Ehre für uns, und obendrein erhielten wir auch noch einen hohen Lohn.

Ich sehe ihn noch, wie er vor dem Zwinger der Schmiede, die Peitsche auf dem Rücken, wartend auf und ab spazierte. Wenn sein Ochse am Joch rüttelte, daß die schweren Eichenbalken des Zwingers ächzten, hielt er an und rief dem Tier begütigend zu. "Nun reg' dich doch nicht auf, Pan! Was ist's denn schon? Sei froh, daß du nicht zum Zahnarzt brauchst!"

Dann sahen wir Buben verwundert auf den seltsamen Mann, auch Spott lag in unseren Gesichtern. Aber wir wagten nicht, laut zu lachen. Er fuhr mit Ochsen, lebte wie ein Kleinbauer, aber er war doch ein hochangesehener, studierter und steinreicher Mann. Er war wirklich ein Millionär.

Aus einer alten Unternehmerfamilie stammte er. Seine Vorfahren waren berühmte und erfolgreiche Berg- und Hüttenleute in aller Welt gewesen und hatten ihm ein reiches Erbe hinterlassen in Geld, in Häusern, und in Aktien. Aber all sein Reichtum schien dem Ochsenmillionär nichts zu gelten; er liebte seine Ochsen und seinen kleinen bäuerlichen Betrieb. Man hat ihn oft gefragt, weshalb er sich keine Pferde, sondern nur Ochsen halte. Und er soll dann immer geantwortet haben: "Die Gesellschaft von Ochsen wirkt wohltuend auf mein Gemüt. Und der Ochse zeigt mir, was unsere Zeit braucht: Dickfelligkeit, Bescheidenheit, Ruhe, Maß! Er ist stark, trotzdem prahlt er mit seiner Habe nicht; er ist genügsam und tut seine Pflicht demütig, gelassen, unerschütterlich. Und Nerven hat so ein Ochse! Ah, hätten die Menschen solche Nerven! Es stünde besser um uns!"

Sonntags warf er in der Kirche mit einer solch protzigen Geste einen Groschen in den Klingelbeutel, daß die Leute sich hämisch anzwickerten und nach-



Er wird ans Kreuz genagelt

her erzählten: “Der edle und fromme Mann! Einen ganzen Groschen opferte er!”

Oder er stand auch vor seinem Hause, mit etwas altem Eisen und Tuchzeug in den Händen, und wartete auf den Lumpenhändler. Dann gab er gut acht, daß der Lumpenmann richtig wog, und schob nach dem Verkauf die roten Pfennige in die Tasche, als ob er wunders für ein Geschäft abgeschlossen habe.

Über solche und ähnliche Reden und Taten lachte die ganze Gegend. Manche tippten mit dem Finger an die Stirn und machten unzweideutige Mienen.

Der reiche Sonderling lachte mit und sagte abends zu seinem Knecht und Vertrauten: “Ah, lieber Jupp, jetzt werd’ ich gut schlafen. Nach jedem Werk kann ich schlafen wie ein Dachs im Winter.”

“Was war’s denn heute?”

“Hehe, wieder was zum Lachen, Jupp! Hab den Leuten was zum Lachen gegeben — ganz gratis — hehe . . .”

Eines Tages kam ein armer Bergmann zu ihm und klagte ihm sein Leid. Seine Frau hatte sich im nahen Krankenhaus einer teuren Operation unterziehen müssen; er konnte die hohe Arztrechnung nicht bezahlen und wollte Geld geliehen haben. Der Arzt, ein naher Verwandter des Ochsenmillionärs, war auch sehr reich und lebte so, wie reiche Leute gewöhnlich zu leben pflegen. Den närrischen Ochsenfreund konnte er nicht leiden.

Knurrend reichte der Ochsenmillionär dem Bergmann das Geld. Der lief froh damit zum Arzt.

“Woher nimmst du auf einmal das viele Geld, Mann?” fragte der Arzt, der alles andere als ein Halsabschneider war und die Rechnung in ihrer ganzen Höhe wohl nie kassiert hätte.

Zögernd gestand der Bergmann, von wem er sich das Geld geliehen hatte. Da wurde der Arzt wütend. “Ausgerechnet von dem!” schrie er. Schnell quittierte er die Rechnung, gab sie dem Bergmann zurück und sagte: “Bring ihm sofort das Geld



Jesu heiliges Sterben

wieder! Was der dir leihen kann, das kann ich dir schenken!”

Der Bergmann lief zum Ochsenmillionär, um gleich seine Schuld zu tilgen. Der Millionär sah ihn verwundert an. “Nanu, was ist geschehen? Du wolltest mit dem Geld doch die Rechnung bezahlen!”

Der Bergmann zeigte die quittierte Rechnung und erzählte, was ihm passiert war. Da rief der alte Sonderling empört:

“Und nun willst du mir solches Geld zurückgeben? Was dieser Arzt kann, das kann ich auch! Nimm dir das Geld! Und dann hinaus mit dir! Und laß dich nicht mehr blicken bis zur nächsten Operation!”

Es kam der Krieg. Immer ärmer wurde es auf den Tischen. Da erklärte der Ochsenmillionär einem Bekannten:

“Oh, diese Leute! Weil ich mir als Millionär Ochsen hielt und einen seit Anfang der Menschengeschichte geachteten, höchst wichtigen Beruf ausübte, nannten sie mich einen Narren! Hehe, nun fangen sie an, mich zu begreifen! Vorher beneideten sie mich um mein Geld, um meine Häuser und Wertpapiere, jetzt auf einmal um meine Ochsen, Kühe, Schweine, Hühner und Felder! Gerade das, was den Leuten närrisch und verrückt schien, das schüttet mir jetzt im Kriegselend seine Dividende

aus! Die Not ist der Prüfstein des Wahrhaft Guten!"

Es sind uns viele Geschichten des griechischen Philosophen Diogenes überliefert worden, Geschichten voll heiterer Lebensweisheit. Auch der Ochsenmillionär war ein Diogenes, allerdings im christlichen Sinne. Erst nach seinem Tode erfuhr man die ganze Wahrheit über ihn. Er war kein Geizkragen, sondern ein großer Wohltäter, der versucht hatte, so zu leben, daß die eine Hand nicht wußte, was die andere gab. Er hatte keine Ehre, keine Dankbarkeit, kein Lob der Menschen gesucht und sich nur als der von Gott eingesetzte Verwalter eines Vermögens betrachtet. Und Kinder- und Altersheime, Hospitäler und Wohltätigkeitsvereine und viele, viele Arme haben nachträglich noch seine Verwaltung gesegnet und auch heute noch nicht vergessen.

Vor seinem Tode soll er gesagt haben:

"Weint nicht über den alten, verrückten Ochsenmillionär! Stürben nur alle Millonäre so ruhig wie er! Weil er mit Ochsen fuhr, konnte er um sein Guthaben im Bankhaus Gottes ruhig sein. Ich glaube, mein Bankbuch ist in Ordnung, und ich hoffe, Gott wird mir meine Sünden verzeihen . . ." –

In den USA wird für das englische Luxusauto Rolls Royce mit dem Hinweis geworben: "Seine Sitze sind mit dem gleichen Leder bezogen wie die Sitze im britischen Unterhaus."

Das Gerücht ist wie das Falschgeld: rechtschaffene Menschen würden es niemals anfertigen, aber sie geben es bedenkenlos weiter. Clare Boothe Luce

Die Welt von heute wird noch viel zu lernen haben von den Evangelien des Erbarmens und der Liebe, damit sie genesen kann von der Krankheit des Hasses und der Erbarmungslosigkeit. Josef Dillersberger

Wir beklagen uns unaufhörlich, daß unserer Tage so wenige seien, und wir betragen uns trotzdem so, als ob sie nie enden würden. Seneka

---

Sei gegrüßt,
heiliges Kreuz,
unser Licht, unsere Kraft.
Sei gegrüßt,
Stätte unserer Erlösung,
unser Lob, unsere Glorie.
Sei gegrüßt,
Zeichen des Heils,
Trost der Traurigen,
unbezwingliche Mauer
gegen alle Macht des Feindes.
Sei gegrüßt,
Flamme des Heils,
geweiht durch den heiligen
Fronleichnam Christi.
Heiliges Kreuz,
du warst würdig,
den Preis unserer Erlösung
zu tragen
und uns ewige Herrlichkeit
zu erwirken.
Sei die Hoffnung
meiner Auferstehung vom Tode,
mein Triumph
über die feindlichen Mächte.
Sei die Arznei
in meiner Krankheit,
der Stab in meinem Alter.
Der feste Hort
in allen meinen Leiden.
Jesus Christus,
mein göttlicher Erlöser,
erneuere mich
durch dein heiliges Kreuz
und führe mich
zum ewigen Leben.
Dir sei Lob, Ehre,
Herrlichkeit und Anbetung.

Hl. Anselmus

Man muß es ihnen lassen, den Amerikanern: sie haben nicht nur viele originelle, sondern auch manche gute Einfälle. So wie jetzt bei einer Kompanie der in Füssen/Allgäu stationierten US-Truppen. Irgendjemand war es mal zu bunt geworden, daß Schimpfworte, Kraftausdrücke (beide nicht gerade gepflegter Tonart) und Flüche einen beträchtlichen Teil der "Umgangssprache" ausmachten; genau wie eben bei allen anderen Herren der Welt. Und so kam die Anregung, die begeistert aufgenommen wurde: Aufstellung einer Sparbüchse und freiwillige Verpflichtung, in diese für jedes Schimpfwort, jeden Fluch und jeden unschönen Kraftausdruck fünf Cents (21 Pfennige) zu werfen. Die Sparbüchse trägt die Aufschrift: "Fluche nicht, du Hundesohn!" Sie wird stark frequentiert und offenbar auch sehr ehrlich behandelt. Denn sie enthielt schon am ersten Tag zwei Dollar (etwa 8,40 DM), was also einer über 40fachen freiwilligen Sühne entspricht. Dies Beispiel ist gewiß nachahmungswert — in allen Betrieben, sicher auch in sehr vielen Familien. Es würde nicht nur erzieherisch wirken (denn meist wird wirklich "gedankenlos geflucht"), es würde caritativen Zwecken ganz erhebliche Mittel zuführen.

Verkündigung

Maria löschte die Kerze aus:
Da stand voll Feuer das ganze Haus.
Maria wollte zur Türe springen,
Da sah sie den Engel in schneeweißen Schwingen.

Er füllte die Kammer mit siebenfarbenem Licht.
Sie sank in die Knie und barg ihr Gesicht.
Ihre Wange streifte die Lilie im Krug.
Die Lilie stäubte des Goldes genug.

Und goldenes Feuer ihr Herz durchdrang.
Maria hörte der Engel Gesang.
Sie sangen von allen Sternen hernieder
Bald nahe, bald fern und schwiegen wieder.

Und wenn sie schwiegen, Gabriel sprach.
Maria bebte den Worten nach:
Daß Gott in ihr Geblüt sollt gehen —
O süßestes Wort, wie kann das geschehen?

Und hob ihr Gesicht und sah den Mann.
Der schaute sie licht wie die Sonne an!
Sein Hauch kam silbern wie Taubenflug —
Da fühlte Maria, daß sie ihn schon trug.

Josef Magnus Wehner

Die gestohlene Muttergottes

Von Michael Kügler

Als er das Stück in den Fluß geschleudert hatte, mit kräftigem Wurf, drehte es sich wie im Kreisel einige Male hin und her, schoß dann aber mit ungeheurer Gewalt stromabwärts dem nächsten Wehr entgegen, das mit seiner eintönigen Melodie der Landschaft einen schwermütigen Akzent verlieh. Das Pferd ließ die Ohren hängen wie die grauen Bäume, die das Ufer säumten, ihre Blätter, ab und zu gab ihnen ein Windhauch Bewegung, doch die Öde wuchs nur um so schlimmer, bis ans Herz, bis in die Fingerspitzen hinein, die nervös auf den Sattel klopften. Ängstlich befühlten sie die Statue, die aus der einen Tasche herausragte, umklammerten den zierlichen Kopf, die zart ins Holz gefügten Schultern, den Ansatz des weit ausschwingenden Mantels.

Der geduldige Apfelschimmel machte plötzlich einen Satz und galoppierte erschreckt den Pfad entlang, der stromaufwärts führte, zur Stadt. Rodrigo hatte ihm die Sporen in die Seite gedrückt, verbissen blickte er unter der Hutkrempe hervor, die ihm der Wind wie ein steifes Klappbrett heruntergedrückt hatte.

*

"Wo haben sie die Figura her?" fragte der Händler mit mißtrauischen Blicken. Er war ein durchaus ehrenhafter Geschäftsmann. Seit den 20 Jahren, in denen er in diesem verschlafenen Nest dieses Geschäft führte, hatte ihm noch nie jemand etwas Unrechtes vorwerfen können. Und stand da nicht bei ihm auf dem leicht vergilbten Ladenschild an der Tür: "Gold- und Schmucksachen zu gerechten Preisen — Antiquitäten-An- und -Verkauf — Nur echte Stücke religiösen und weltlichen Charakters"? "Es ist ein alter Familienbesitz", sagte Rodrigo listig. "Schon meine Mutter hat diese Statue geerbt, sie muß sehr alt sein."

"Gotisch", sagte der Händler. "Meine Großeltern sind aus Frankreich eingewandert', warf Rodrigo lässig hin, "sie werden sie mitgebracht haben." Er wußte, daß solche eckigen Figuren hier sehr selten waren. Das Argument schien ihm gut. War es nicht wirklich sehr gut, was ihm da eingefallen war? Und sah nicht alles sehr anständig aus, wie er daherkam und diese Figur anbot?

Der Händler ließ seine Finger über die gezackten Umrisse laufen, liebhaberisch, genießend; er prüfte mit dem Fingernagel Holz und Farbe. Er sagte: "16. Jahrhundert, ziemlich spät, das ist ja schon fast Barock. Es wird nicht leicht einen Liebaber finden."

Rodrigo setzte nun alles auf eine Karte: "Wenn Sie das Ding nicht wollen . . ." Er machte eine Pause. Der Händler rührte sich nicht. Er blickte leicht ungehalten auf seine weißen Manschetten.

"Mit solchen Sachen kommen Sie bei mir nicht weiter. Diese Madonna hat ihren Wert, und den Preis, den gerechten Preis sollen Sie bekommen." Und dann sagte er mit leichter Betonung: "Der Arbeiter ist seines Lohnes wert!"

Rodrigo spürte, wie eine lebhafte Röte hinten vom Kragen her hoch über sein ganzes Gesicht lief, er meinte, bis in die Haarspitzen hinein.

Der Händler musterte ihn aufmerksam.

"Ich gebe das Erbstück nur ungern her. Aber wir brauchen das Geld."

"Sie geben es ungern her." Der hinter der Ladentheke stellte das sachlich fest. Und dann sagte er, jedes einzelne Wort mit Bedeutung unterstreichend: "Und ich kaufe es ungern."

"Sie?" entfuhr es Rodrigo, der seine Fassung zurückgewonnen hatte. Aber seine Füße, die der andere nicht sehen konnte, ruckten unruhig hin und her, wanden sich wie zwei Klapperstöcke, mit denen Kinder Lärm machen. Man hörte das rauhe Knirschen auf den Bodenbrettern. Die Uhr an der Wand tickte. Draußen vor dem Ladenfenster huschten



"Es ist vollbracht!" — Das Kreuz ist leer

die Gestalten wie hinter einem weiß-milchigen Schleier vorbei. Es würde heute einen heißen Nachmittag geben.

Der Händler überlegte. Wenn er sie gestohlen hat, kann sie nicht hier aus der Nähe sein, wahrscheinlich jedenfalls nicht. Und wahrscheinlich wird sie auch niemand hier aus der Nähe kennen. Sie wird aus der Hauptstadt sein, aus einem Museum oder einer Kirche. Und die Polizei wird hinter ihm her sein.

"Es hat keinen Zweck, Signore", sagte er dann laut, "unter meinen Kunden befindet sich wirklich niemand, der sich für eine solche Figur interessiert. Ich kann sie Ihnen beim besten Willen nicht abnehmen!"

Rodrigo machte einen letzten geharnischten Anlauf: "Und die vielen Pfarrer, die zu Ihnen kommen, für ihre Kirchen . . .?"

Die magere Hand des Händlers wies nur stumm zur Tür.

•

"Hat er sie dir abgenommen?" fragte das Mädchen, nachdem sie ihm das Pferd gehalten hatte. "Hat er sie dir abgenommen?"

Die Frage war ungeduldig und herb, der herrische Ton machte Rodrigo verlegen. Er lächelte und machte eine unbestimmte Handbewegung.

"Ich habe es dir gleich gesagt!" fuhr sie nun heftig auf. "Es ist eine Sünde, eine Madonna zu stehlen! Eine Madonna! Das ist eine ganz gräßliche Sünde. Wie du das nur hast tun können!"

Die Vorwürfe hatten etwas Übertriebenes an sich; als wollte sie sagen: Das ist etwa so, als wenn man einen König umgebracht hat! Das ist eine Haupt- und Staatsaktion! Es bringt unser Leben durcheinander, ist wider alle Regel!

Er versuchte abzulenken, indem er seine lange schmale Nase in die Luft hob und sagte: "Übermorgen wird es regnen. Die Luft ist feucht."

Die Pose der männlichen Überlegenheit war schlecht gespielt. Sie hing so in der Luft wie dieses sein ganzes Vagabundendasein, wie dieses unstete Leben zwischen Veraceuta und diesen verdammten, langweiligen Provinzstädten mit ihren bösartigen Händlern. Ich hätte gleich zu Alfonso gehen und die Sache mit ihm besprechen sollen, dachte er.



Ins heilige Grab

"Es ist eine ganz gräßliche Sünde, eine Muttergottes zu stehlen", schrie sie ihn jetzt an. "Da liegt kein Glück darüber! Ich bleibe nicht länger mehr bei dir! Ich habe das satt, und du bist ein gottloser Landstreicher!"

Die maßlosen Vorwürfe rückten sein etwas auseinandergeratenes Wesen wieder zurecht. "Ich werde sie zurückbringen", sagte er beschwichtigend, "was ist da schon dran."

Sie hatte sich zu dem schmalen Feuerchen hinuntergebückt, auf dem ein kleines Essen bruzzelte. Es war schon spät geworden, und die Dämmerung schüttete rasch und unvermittelt den Schatten über die Dinge dieser Welt. Makrenas Gesicht war ganz dunkel, und nur ein paar kleine Funken stiebten über die fahle Grasnarbe, als sie ein Scheit unter den Topf stieß.

"Zurückbringen?" fragte sie schräg von unten herauf. Sie lauerte und beobachtete, wie Rodrigo sich auf den Boden warf.

"Eine gestohlene Muttergottes kann man nicht zurückbringen. Und außerdem hast du die Verkleidung in den Fluß geworfen."

Sie stieß das so heraus, als wollte sie sagen: wenn man dem Bild den Rahmen genommen hat, ist es nichts mehr wert.

"Du kannst diese Spitzbögen da nicht mehr herausfischen. Und sie sind doch wichtig gewesen. Und außerdem würde

man dich sofort einsperren."

Sie klaubt alle möglichen Dinge zusammen, um mit mir Streit zu haben, dachte Rodrigo. Aber er bereute nun wirklich, diese Sache mit dieser Marienfigur angestellt zu haben. Aber was für ein Geschäft hätte das werden können.

Ich kann ihn nicht mehr leiden, dachte das Mädchen.

"Ich stelle sie in irgendeine Kirche und damit bastea Man wird sie schon nach Veraceuta zurückbringen, und irgendeiner wird auch einen neuen Spitzbogen drum machen können." Damit schien die Sache für ihn endgültig erledigt.

Makrena war den ganzen Abend über stumm; als sie das Essen fertig machte und später, nachdem Rodrigo schon die Schlafsäcke geholt hatte.

"Es ist heiß", sagte er noch, "aber übermorgen gibt es Regen. Wir müssen machen, daß wir zu Alfonso kommen."

•

Vor dem Einschlafen betete sie wie gewohnt ihre drei Ave Maria. Sie ratte dieses unordentliche Leben gründlich satt. Sind wir Verbrecher? wollte sie sich wohl fragen, aber ganz klar wurde es ihr nicht. Rodrigo zählte wie immer die geflüsterten Betverse mit und schlief dann ruhig ein. "Bin ich ein Verbrecher, Gottesmutter?" flüsterte sie. "Und dieses Leben mit diesem Mann . . . Er will mir die Muttergottes stehlen! Strauchdieb, und ich . . ."

Rodrigo träumte. Er wurde in den Palast der Himmelskönigin gerufen, wo sie auf einem goldenen Thron über zwölf Sternen die Heiligen des Gottesreiches regierte, Sie, die ganz liebreich zu ihm war, beugte sich lächelnd zu ihm herab, umarmte ihn und sagte: "Lieber Rodrigo, ich verzeihe dir, daß du meine Figur in der Kathedrale von Veraceuta gestohlen hast. Bringe sie nur dem Domherrn Heraldes zurück, den auch dein Freund Alfonso kennt, der wird dir kein Haar krümmen. Ich werde dich immer beschützen. Du darfst es nicht zu arg treiben!" Aber sie lächelte wohlwollend dabei, und ein weißblendender, unbeschreiblicher Glanz ging von diesem Lächeln aus, wie es Rodrigo noch nie erlebt hatte. Es stach ihm so in die Augen, daß er plötzlich aufschreckte und erwachte. Die wirkliche Sonne schien ihm unvermittelt ins Gesicht, sie war stechend heiß, und ihre bösartige Heiligkeit war gar nicht mehr die des Traumes.

"Makrena", murmelte er, es ist schon spät, warum hast du mich nicht geweckt? Du weißt doch —"

Er drehte sich auf die andere Seite und sah nun, daß Makrena nicht mehr da war.

Dicht neben seinem Kopf fand er einen kleinen Zettel: "Man kann eine gestohlene Muttergottes nicht zurückbringen;" –

Richter ohne Gnade

Von Hans Breiteneicher

Diese wahre Geschichte trug sich in einer süddeutschen Kleinstadt zu. Nicht, daß sie sich, was die Menschen und ihr Handeln betrifft, nicht auch in einer Großstadt und in jedem anderen Land ebenso hätte ereignen können. Aber der entscheidende Brief, von dem am Schluß berichtet wird, setzt jene örtliche Begrenzung voraus, wie sie in einer kleinen Stadt gegeben ist.

Frau Keller (ihr wirklicher Name soll ungenannt bleiben, wie auch der ihres Gegenspielers) machte sich in der Dämmerstunde eines Abends bangen Herzens auf den schweren Weg zu Studienrat Zitzmann, dem Klassenlehrer ihrer Tochter Doris. Und ihr Mut nahm auch nicht zu, als sie dem als besonders unnachsichtig bekannten Lehrer in seinem wie ein unfreundliches Amtszimmer eingerichteten Studienraum gegenübersaß. Zitzmanns kleine dunkle Augen hinter randlosen dikken Brillengläsern musterten sie wortlos und streng. So fand die Mutter auch nicht gleich die einleitenden Worte für ihre Bitte, mit der sie gekommen war.

"Ihre Tochter ist eine Betrügerin!" stieß da Zitzmann unvermittelt zornig hervor. "Eine Urkundenfälscherin!"

Frau Keller zuckte unter diesem unerwarteten Angriff wie unter einer schmerzenden körperlichen Berührung zusammen. Gleichzeitig hob sie abwehrend beide Hände in halbe Höhe.

"Doris ist keine Betrügerin, auch keine Urkundenfälscherin", wiederholte sie die harten Worte des Lehrers betont. "Sie hat eine große Dummheit gemacht. Das ist es."

"Dummheit sagen Sie dazu?" fragte Zitzmann empört und tippte dabei spitz mit dem Zeigefinger auf den vor ihm liegenden Stapel Heftblätter. "Wer an dieser wichtigen Prüfungsaufgabe, nachdem ich sie zensiert habe, auch noch das Geringste zu seinem Vorteil ändert, tut das offensichtlich nur in der Absicht, zu betrügen. Dabei hat Ihre Tochter, Sie wissen das genau, nicht nur Kleinigkeiten auf ihre Weise 'korrigiert'. Sie hat aus fünfzehn Fehlern in ihrer Arbeit drei gemacht. Hat die Note 'ungenügend' einfach in 'gut' verwandelt. Und wie raffiniert sie dabei vorgegangen ist! Sogar eines chemischen Mittels hat sie sich dabei bedient. Des sogenannten 'Tintentodes', mit dem auch sonstige Urkundenfälscher arbeiten. Nicht von Dummheit kann also die Rede sein, weit eher von Durchtriebenheit!"

Frau Keller antwortete ruhig: "Sie haben mich mißverstanden. Die Dummheit von Doris sehe ich nicht darin, wie sie das Verbotene gemacht hat. Sondern, daß sie sich der Tragweite ihres Handelns nicht bewußt war."

"Und warum war sie sich dieser Tragweite nicht bewußt?" hakte Zitzmann sofort ein. "Wohl weil sie annehmen konnte, ihre

Eltern, zumindest ihre Mutter, würde schon eine Entschuldigung dafür finden. Würde schlimmstenfalls auch zum Lehrer gehen, um wieder alles in Ordnung zu bringen."

"Soll das ein Tadel für die Eltern sein?" fragte die Mutter errötend. "Wollen Sie damit sagen: ich unterstütze meine Tochter in falscher Weise? Dann nehmen Sie davon Kenntnis, daß wir Doris bereits hart bestraft haben für das, was sie getan hat."

"Ihre Tochter zu bestrafen, ist Sache der Schule. Weil sie ihre Verfehlungen auch in der Schule begangen hat", erklärte der Lehrer.

"Sie haben sie aber schon bestraft", erwiderte die Mutter. "Dadurch, daß Sie sie vor der 'ganzen Klasse mit den härtesten Worten verurteilt haben."

Herr Zitzmann zuckte mit den Achseln. "Ich muß die ganze Angelegenheit trotzdem weiterleiten. Dem Direktorat melden. Das verlangt mein Gewissen."

"Und was werden die Folgen sein?"

"Ihre Tochter wird von der Schule verwiesen werden!"

Frau Keller erblaßte. "An dieses Schlimmste habe ich nicht geglaubt", sagte sie mit zitternder Stimme. "Und Sie selbst sehen keinen Ausweg?"

Der Studienrat richtete sich kerzengrade auf. "Es gibt keinen. Weil es wirklich besser ist, Ihre Tochter verläßt die Schule", sagte er sachlich kalt. "Sie gefährdet die ganze Klasse. Wenn man derartige Verfehlungen ungestraft durchgehen ließe, würden es bald alle Schüler versuchen. Das würde die Autorität des Lehrers untergraben. Außerdem würde Milde Ihrem Kind nur selbst schaden. Es würde auf seinem abschüssigen Weg immer tiefer sinken!'"

Die Mutter versuchte ihr Letztes. "Und wenn ich Ihnen versichere, daß Doris aufrichtig bereut? Daß sie mir unter Tränen versprochen hat, nie wieder so etwas zu tun? Wenn ich, als ihre Mutter, Sie um Verständnis, und wenn das nicht reicht, um Gnade, um Erbarmen für mein Kind bitte?" sagte sie fast flehend. "Denn ich weiß, Doris würde sich den Ausschluß aus der Schule so zu Herzen nehmen, daß ich aufrichtig Angst um sie habe."

Zitzmanns Gesicht blieb unbewegt eisig.

Die Mutter wollte noch einmal ganz von vorne beginnen, alles was in ihrem Herzen an Liebe und Sorge für ihr Kind war, dem Lehrer in bittenden Worten darzulegen. Doch Zitzmann erhob sich im gleichen Augenblick. "Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen nicht länger zur Verfügung stehen kann", sagte er abweisend. "Aber ich habe noch zu arbeiten. Muß auch noch die Mitteilung an das Direktorat schreiben."

Da stand auch Frau Keller auf. Schaute Zitzmann voll ins Gesicht und fragte: "Sie werden also in jedem Fall darauf bestehen, daß Doris aus der Schule ausgeschlossen wird? Ihre Entscheidung ist unabänderlich?"

"Ja! Mein letztes Wort!" Seine Stimme klang unerbittlich.

Da ging Frau Keller nach Hause. Schrieb noch am gleichen Abend einen kurzen Brief an Zitzmann. Er lautete:

"Sehr geehrter Herr Studienrat! Ich erinnere mich noch deutlich an ein Erlebnis, das ich als kleines Mädchen in meinem Elternhaus hatte. Eines Tages entdeckte mein Vater bei einer Kassenrevision, daß sein bisher vertrauenswürdiger Buchhalter einen großen Geldbetrag unterschlagen hatte. Hätte er den Mann bei Gericht angezeigt, wäre er auf Jahre ins Gefängnis gekommen. Wäre nicht nur sein eigenes Leben verpfuscht gewesen, sondern auch das Schicksal seiner Familie ein unglückliches geworden. Mein Vater zeigte den Mann nicht an. Er deckte den hohen Fehlbetrag aus eigener Tasche, nicht ohne persönliches Opfer. Er wollte dem Mann Gelegenheit geben, wieder ein ehrenwerter Mensch zu werden. Dieser Mann hieß Alfred Zitzmann. Er war Ihr Vater."

Studienrat Zitzmann fehlte drei Tage lang in der Schule; ließ sich krankheitshalber entschuldigen. Als er wieder kam, waren alle Schüler über seine Wandlung erstaunt. Er schien nicht nur jünger geworden, sondern auch lebensfroher. Und vor allem: wenn er einmal bestrafen mußte, tat er es mit ungewöhnlicher Nachsicht und Milde. –

In einer Londoner Tageszeitung erschien ein Inserat: "Sprachlehrer für Papagei gesucht. Oxfordakzent erwünscht."

*

In einem Brief an die englische Zeitung "Daily Mirror" fragte ein Leser an, wann in Italien die Zeit der Spaghettiernte sei. Er möchte gern einmal dabei sein.

*

In dem Bericht einer westdeutschen Zeitung über einen Fußballmatch hieß es: "Dann stürmt Helmut Rahn los. Man sieht es sofort: in dieser Hose steckt eine geballte Ladung.

*

Ein Bielefelder Metzgerbetrieb warb um Personal in einem Inserat mit der Schlagzeile: "Stargagen für Fleischverkäuferinnen."

*

Unter den Heiratsannoncen in einer westdeutschen Zeitung stand zu lesen: "Vier Kinder mit verwitweter Mutti suchen neuen Vati. Bieten trautes Heim und Steuerermäßigung."

*

Die Polizei von Bad Homburg richtete einen Appell an die Motorradfahrer, die durch Lärm die Ruhe des Kurortes stören. Es heißt darin: "In den letzten Jahren sind das aufheulende Motorrad und die Moped-Nervensäge zum Balzruf der männlichen Jugend geworden."

*

An einem Schuhputzerstand in der amerikanischen Spielerstadt Reno befindet sich folgende Aufschrift: "Wenn Sie bei uns nicht mehr Kunde sein können, nehmen wir Sie gerne als Hilfskraft auf."

*

In einer New Yorker Bar leuchten nach Mitternacht auf Täfelchen die Worte auf: "Seien Sie ein Mann, bleiben Sie!"

Das lebendige Licht

Von Wilhelm Hünermann

12. Fortsetzung

Als jedoch der Abend niedersank, warfen die Angreifer Pechfackeln über die Mauern. Dann dröhnte ein Jubelschrei durch ihre Reihen. Das Klostergebäude hatte Feuer gefangen, und bald loderten die Flammen steil zum Himmel auf.

Verwirrung und Entsetzen packte die Bischöflichen. Vergebens suchen sie dem Feuer zu wehren, wobei sie zudem die Verteidigung der Mauern schwächten. Wieder fliegen die Sturmleitern hoch, diesmal gelingt es den Rebellen, die Wehr zu übersteigen, und bald beginnt im Klosterhof, der von der lodernden Glut unheimlich erleuchtet ist, ein furchtbarer Kampf Mann gegen Mann!

Waffen klirren gegeneinander, Äxte gegen Harnisch und Ritterschwert. Todesschrei gellt auf. Ineinander verkrampft und verbissen wälzen sich Kämpfende am Boden, erwürgen sich mit den Fäusten, wenn ihnen die Waffe zerbrach.

In all dem Grauen flüchtet der Erzbischof in den mächtigen Klosterturm, wo er Rettung erhofft. Aber schon züngeln die Flammen bis zu seinem Versteck. Unten bricht krachend eine brennende Wand zusammen. Funken sprühen zum Himmel. Viele der Kämpfenden werden von den Trümmern erschlagen. Die anderen raufen weiter, von der Glut versengt, von Rauch und Qualm halb erstickt

Der Erzbischof kann unmöglich länger in der Turmkammer verharren. Schon schwellt der Boden unter seinen Füßen. Schon knistern und züngeln kleine Flammen allenthalben. Da sieht Arnold, wie die Belagerer den Ordensleuten freien Abzug gewähren. Hastig reißt er eine Mönchskutte von der Wand, hüllt sich darin und versucht, mit der Schar der Klosterleute zu entkommen. Doch einer seiner eigenen Dienstmannen hält ihm eine Fakel vors Gesicht, erkennt seinen Herrn und durchbohrt ihn mit dem Schwert.

Wenig später strecken die Bischöflichen die Waffen. Die Aufrührer ziehen ab. In die Nacht aber leuchtet das Feuer des brennenden Klosters wie eine gewaltige Fackel der Rache.

Drei Tage später pocht der Domkantor von Mainz an der Klosterpforte auf dem Rupertsberg an. Der Schwester ganze Liebe nimmt ihn auf. Tagelang aber spricht Hugo kein Wort. Zu schwer ist sein Herz von all dem Elend, das er geschaut hat. Still starrt er vor sich hin, ohne auf die guten Worte zu achten, welche die Äbtissin ihm gibt. Da verstummt auch Hildegard; denn sie weiß, daß ein Menschenherz Wunden tragen kann, die nur eines zu heilen vermag, das Schweigen.

Am dritten Tag aber nimmt sie den Bruder bei der Hand und führt ihn zu dem Bild der Gottesmutter in der Klosterkirche.

"Die Mutter ist da und wartet auf dich', sagt sie voll milder Güte. "Vor ihr braucht dein' Mund nicht zu verstummen. Ihr kannst du sagen, was dich bedrängt." Da beugt der alte Mann sein Knie vor dem heiligen Bild. Ein heftiges Zittern geht durch seinen Leib. Mit einemmal schlägt er die Hände vor das Gesicht und beginnt wie ein Kind zu schluchzen.

Hildegard steht auf und verläßt den heiligen Raum.

In ihrer Zelle aber wirft sie sich ebenfalls nieder vor einem Bild Unserer Lieben Frau. Lange verharrt sie in stummem Flehen. Ihr ist, als läge auf ihr der Jammer aller Welt, als müsse sie zusammenbrechen unter der unendlichen Last. Ihr ist, als sähe sie das Elend der Jahrtausende wie ein einziges Geschöpf, zerschlagen und zerquält und in aller Ohnmacht um Hilfe schreiend. Ihr ist, als müsse ihr Mund die Not jeglicher Kreatur betend zum Himmel rufen, daß sich seine eherne Kuppel öffne und Gottes Gnade und Erlösung sich ergieße über die leidende Welt. Wie sie aber nach einem Worte sucht, das allen Jammer und alle Hilfsbedürftigkeit auszusprechen vermag, kommt kein anderes über ihre Lippen als das eine: "M u t t e r!"

Wundersam wird da das Herz der einsamen Klosterfrau getröstet. Mit einemmal ist sie nicht mehr auf dieser Erde. Ihre Seele kniet vor dem Thron der Allreinen. Die ewigen Harfen rauschen, aufklingt der Sang der seligen Chöre. Da wird auch ihres Herzens Flehen ein jubelndes Tönen. Ein neues Lied dringt aus der stillen Zelle in die Wohnungen der ewigen Liebe:

"Mutter des Heiles, strahlende Frau!
Durch Deinen Sohn gießest Du Balsam
In des Todes klaffende Wunden,
Die Eva schlug den Seelen zur Qual!
Du vernichtest den Tod, neu baust Du das Leben!
Bitte für uns Deinen Sohn,
O Meeresstern, Maria!
Quell Du des Lebens, Krone der Freuden,
Die in Dir ohne Ende sind!
Bitte für uns Deinen Sohn,
O Meeresstern, Maria!"

Das Weingeigerlein und die Reise nach Trier

Die Äbtissin vom Rupertsberg saß mit der Nonne Hiltrud in ihrer Zelle, um die Arbeit über "Das verdienstliche Leben" fortzusetzen. Längst waren die anderen

Schriften "Sci vias", "Physika" und ihr Werk über "Ursachen und Heilung der Krankheiten" allenthalben bis weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt geworden, und in vielen Klöstern waren fleißige Mönche dabei, sie abzuschreiben und mit aller Liebe und Kunstfertigkeit mittelalterlicher Buchmalerei auszustatten.

Ein Buch über Laster und Tugenden ist "Das verdienstliche Leben." Seltsam genug sind die Bilder, die Hildegard von menschlichen Fehlern bezeichnet, und manchmal lachte Hiltrud hell auf, wenn sie sich in gar zu absonderlicher Gestalt vorstellten. Oder hätte sie nicht lachen sollen, wenn die Eitelkeit als eine Frau mit Storchenbeinen, Gelehrtenmantel und einem Kranz aus Wiesengras erscheint, oder gar die Geschwätzigkeit als ein Kind, das mit Glatze und langem Bart in seiner Wiege schaukelt?

Endlich aber weitet sich ihr Blick, und wie Dantes gewaltiges Gottesschauspiel führt uns Hildegards Buch durch Hölle und Fegfeuer, die Stätten der Strafe, in den Himmel, wohin uns die Tugenden das Geleite geben.

Es wäre aber "Das verdienstliche Leben" nicht ein Buch Hildegards, die doch die ganze Welt in ihrem Herzen trug, wenn nicht der Einfluß der Laster und Tugenden auf alle Kreatur dargestellt würde. So ließ sie denn die Nonne Hiltrud schreiben, nachdem sie eine Weile versonnen in den Klostergarten geschaut hatte, in dem die Blüten sprangen und der Flieder duftete:

Von den Urkräften der Welt hörte ich eine laute Klage: Wir vermögen unsere Bahn nicht nach Ordnung und Gesetz zu vollenden; denn die Menschen verdrehen uns wie eine Mühle durch ihre bösen Werke. Der Pesthauch ihrer Laster vergiftet uns und wir begehen vor Hunger nach der Vollendung.

Und Gott antwortet: Mit Meinem Besen werde Ich euch reinigen und die Menschen so lange mit Strafen heimsuchen, bis sie zu Meinem Herzen zurückkehren. Durch die Qual derer, die euch verunreinigt haben, will Ich euch reinigen. Ach, es welket das Grün vom gottlosen Irwahn der Verblendeten, die nur ihren Gelüsten folgen und sprechen: 'Wer ist der Gott, den wir niemals sahen?' Ihnen antwortete Ich: Seht ihr Mich nicht durch den Tag und die Nacht? Seht ihr mich nicht, wenn ihr sät, und wenn der Same, von Meinem Regen betaut, euch aufsprießt? Jegliches Geschöpf strebt seinem Schöpfer zu und weiß, daß nur einer es geschaffen hat der Mensch allein ist ein Rebell, der seinen Schöpfer in die Vielzahl der Geschöpfe zerreißen möchte.

"Es ist genug für heute", schloß Hildegard an dieser Stelle das Diktat. "Eine Weile mag das Buch nun ruhen; denn Gott schickt mich abermals zu den Menschen, Seinen Willen zu verkünden. Wir reisen morgen nach Trier." Lange schaute sie schweigend vor sich hin. Dann sagte sie leise: "Du weißt nicht, meine Tochter, wie schwer mir dieser Weg wird. Ich möchte loben und trösten, aber der Herr legt harte, schwere Worte auf meine Lippen, unter denen mir fast das Herz vergeht. Doch geschehe Sein Wille!"

Zögernd trat eine Nonne ein und meldete:

"Unser kleiner Ministrant Gerhard von Rusteberg verlangt Euch unbedingt zu sprechen, ehrwürdige Mutter. Es sei überaus wichtig, was er zu berichten habe."

"Was ein Kind zu sagen hat, ist stets wichtig", antwortete Hildegard, und ein froher Schein ging über ihr Gesicht. "Eines Kindes Gedanken sind Gott und dem Leben näher als die der Erwachsenen."

Wenig später stand ein etwa zwölfjähriger, schwarzlockiger Bub, aus dessen Augen es nur so sprühte und funkelte, vor der Äbtissin.

"Ich war heute morgen vor dem heiligen Opfer in Eurem Weinberg", berichtete er in heller Aufregung. "Wißt Ihr, was ich da gehört habe? Nein, das könnt Ihr gar nicht wissen. das Geigerlein musiziert in Eurem Berg. Jawohl, ich hab's ganz deutlich gehört. In der Erde unter Euren Reben spielt er auf seiner silbernen Fiedel, und die Zwerge haben dazu mit glänzenden Schuhen getanzt. Ihr bekommt guten Wein in diesem Jahr, Frau Äbtissin."

"Du wirst die Klosterorgel gehört haben und den Gesang der Schwestern", lächelte Hildegard. Aber das Bürschlein schüttelte heftig das schwarze Gelock.

"Nein, es war nicht die Orgel, und Eure Nonnen singen wohl schön, aber so fein wie das Weingeigerlein spielt, kann keine Nonne singen. Verläßt Euch drauf! Es gibt ein gutes Weinjahr."

"Da werden sich die Winzer freuen, und für die gute Botschaft soll dir die Pfortenschwester einen dicken, roten Apfel geben." Dann aber nahm Hildegard den Knaben beim Kinn, schaute ihm lange in die tiefen, dunklen Augen und sagte: "Der liebe Gott hat dir den schönen, kostbaren Schatz geschenkt. Aber er ist gefährlich, wie ein feuriger Renner. Man muß die Zügel fest in die Hände nehmen, sonst geht er mit einem durch, und vielleicht bricht man den Hals dabei."

Da lachte der Junge:

"Habt keine Angst, Frau Äbtissin! Der Vater hat kein Pferd im Marstall, das mir nicht gehorcht. Aber wie heißt der Schatz, von dem Ihr sprecht?"

"Phantasie", erwiderte Hildegard ernst.

"Davon hab ich noch nie gehört", rief Gerhard von Rusteberg erstaunt. "Aber das Geigerlein musiziert doch unter Euren Reben!"

*

Am nächsten Tag machte sich Hildegard mit Hiltrud von Sponheim auf die Wanderung nach Trier. Durch tiefe Wälder ging der Weg, bis sie endlich in Tal der Mosel hinabstiegen.

Das Weingeigerlein schien nicht nur im Rupertsberg, sondern in allen rebengekrönten Hügeln zu musizieren; denn woimmer die beiden Nonnen an den Weinhängen vorüberkamen, da leuchtete und duftete es in üppigster Blüte, und die Leute, die mit Krummesser oder mit schweren Dungkiepen auf dem Rücken berganstiegen, machten fröhliche Gesichter.

Fast überall sahen die beiden Pilgerinnen auch Mönche an der Arbeit; denn viele der herrlichen Rebenhänge waren Eigentum von Klöstern und Stiften. Zwischen den blühenden Weinstöcken wandelten die schwarzen Kutten der Benediktiner von Deutz und Trier, die grauen der Zisterzienser aus Himmerod und die weißen der Prämonstratenser aus Steinfeld. Durch die blühenden Reben auf den Wehlener Bergen leuchtete das dicke, rote Gesicht des Dechanten von St. Kunibert in Köln, und es strahlte vor Vergnügen; denn auch der ehrwürdige Stiftsherr schien das Weingeigerlein zu hören, und dankbar schwelgte er schon im voraus in den Wonnen, die der Herbst bescheren würde.

Aber der Weg bis dahin war noch weit. Regen und Nebel konnten noch viel verderben, und all die fleißigen Winzer hatten nur ein einziges Gebet auf den Lippen: Lieber Gott, laß die Sonne scheinen über unsere Berge!

"Man lernt an der Mosel, warum der Herr Sein Reich mit einem Weinberg vergleicht", seufzte Hildegard. "Mit welcher Liebe und Geduld gehen die Leute an ihre Arbeit, wie pflegen sie jahraus, jahrein ihre Reben, und wie oft machen Frost und Regen all ihre Mühe zuschanden. Wenn doch die Hirten der Seelen mit der gleichen Sorgfalt sich ihrer Kinder annähmen."

Wenige Tage vor Pfingsten hielten die Nonnen ihren Einzug in Trier. Voll ehrfürchtigen Staunens schritten sie durch die Straßen der alten Kaiserstadt mit den mächtigen Zeugen einer großen Vergangenheit. Auf den Quadern uralter Römerbauten hatte man christliche Kirchen errichtet. Auf den Mauern von Konstantins gewaltiger Basilika stand der Palast des Bischofs. In Kirche und Kloster hatte sich die finstere Porta Nigra verwandelt, und des Domes herrliche Gottesburg ward von altrömischem Fundament getragen.

"Seht doch,welche Quadern, welch ein gewaltiges Bauwerk!" rief Hiltrud von Sponheim. Aber die Äbtissin gab keine Antwort. In ihrer Seele stand düster das Wort des Herrn: "Ihr seht das alles! Wahrlich, ich sage euch, hier wird kein Stein auf dem anderen bleiben!" Wieder stand der Herr vor einer Stadt. Würde Trier die Tage der Heimsuchung erkennen?

Unheil sah Hildegard durch die Straßen der herrlichen Stadt schleichen, Unheil, schlimmer als der schwarze Tod; denn die Pest verdarb nur den Leib, die Unheil aber vergiftete die Seelen. Der Irrwahn der Katharer, der in den Herzen die Freude tötete und die Hoffnung zerschlug, ging auch in der Stadt Trier um, und die Hirten, die Gott bestellt hate, die Seelen zu hüten, sahen das drohende Verhägnis nicht, weil ihre Augen gar zu sehr geblendet waren von irdischem Glanz. Was würde aus Trier werden, wenn die Hirten schliefen, was aus den frohen, gutherzigen Menschen, die hier wohnten?

"Schone, Herr, schone Deines Volkes, das Du mit Deinem kostbaren Blut erkauft!" betete Hildegard, während sie durch die Straßen dahinschritt, die von so viel fröhlichem und geschäftigem Leben wogten. Unerwartet war die Äbtissin in Trier erschienen, doch wurde sie in den Klöstern und Stiften, die sie besuchte, mit höchster Ehrfurcht aufgenommen. In der Abtei des heiligen Matthias zeigte ihr ein Mönch in hoher Freude eine wundervolle Handschrift ihres Buches "Sci vias", die er mit prächtigen Initialen und ganzseitigen Bildern herrlich ausgeschmückt hatte. Golden, silbern und bunt leuchteten die kostbaren Blätter, welche die Vision der Seherin wundersam darstellen. Blauen Seidenstoff hatte der Künstler zum Schutz der Farben dazwischengelegt. Hildegard freute sich von Herzen des frommen Eifers. Als der Mönch sie aber zögernd fragte, ob sie die himmlischen Gesichte so geschaut hätte, wie er sie nachgebildet, da schüttelte sie lächelnd den Kopf und sagte:

"Wie ich es sah, kann es weder Feder noch Pinsel gestalten. Für den Glanz des lebendigen Lichtes hat die Erde keine Farben."

Am Pfingstsonntag hielt Hildegard einen festlichen Einzug in den Dom, an dessen Ostchor noch die Baugerüste standen. Dröhnend läuteten die Glocken aus den gewaltigen Türmen. Fahnen und Kreuze blitzten in der strahlenden Sonne. Purpurgekleide Meßbuben schwenkten silberne Rauchfässer und ließen die heiligen Nebel in den blauen Himmel steigen. In langen Reihen schritten die kleinen Scholaren in ihren schwarzen Kutten, hinter ihnen die Mönche von Matthias, des Apostelgrabes Hüter, die von Simeon, die bei der "Schwarzen Pforte" wohnten, die reichen und kunstfertigen Söhne Benedikts von Maximin und die von St. Märgen am Moselufer. Der Klerus der Stadt folgte den Ordensleuten. Manch wackeres, scharf und herrisch gemeißeltes Gesicht tauchte da auf, hagere Aszetengestalten neben wohlgerundeten, freundlichen Herren, feine Gelehrtenköpfe neben roten, weinseligen Gesichtern, denen man die Kunst zu leben und zu pokulieren von den vergnügten Äuglein absah. Erzbischof Hillin folgte, begleitet von seinem Domkapitel, den herrlichen Goldstab in der Hand, der aus St. Maximins trefflicher Werkstatt stammte. Unabsehbar war die Volksmenge, die sich vor den Türen des Domes staute, all die Pracht der gewaltigen Prozession zu sehen. Oh, die Trierer waren schon etwas gewohnt. Vor zwölf Jahren noch war Papst Eugen mit Gefolge von zwanzig Kardinälen hier eingezogen, dennoch schien es ihnen, als läge über diesem Tag der Glanz einer ganz besonderen Größe und Herrlichkeit.

Jetzt ging ein Geraune durch die dichtgedrängten Reihen. Der Konvent der Benediktinerinnen schritt gesenkten Hauptes vorüber, in ihrer Mitte, den Stab in der Hand die Äbtissin vom Rupertsberg.

"Das ist sie", flüsterte man sich aufgeregt zu. "Das mel, wie unsereiner ins Butterfaß, und was in tausend ist sie, die Heilige von Bingen. Die schaut in den Him- Jahr geschieht, das weiß sie schon heute ganz genau."

"Da tät man ja ganz gescheit einmal fragen, wie der Wein heuer geraten möcht", meinte ein Winzer und wiegte den Kopf. Aber die Antwort war nicht mehr zu hören; denn jetzt erbrauste im Inneren des Domes die Orgel, und ein Chor von Knaben sang mit silberhellen Stimmen das Benediktus.

Und immer noch schwangen die Glocken vom Turm. Da drängte das Volk in den Dom nach.

Vor dem lichtstrahlenden Altar kniete Hildegard nieder, während der Chor der Sänger das Veni Creator anstimmte. Dann bestieg die Äbtissin die mächtige Kanzel.

Atemlos war die Stille in dem gewaltigen Gotteshaus. Alle Augen schauten zu der ragenden Ordensfrau empor, welche im schwarzen Habit auf der Kanzel stand, die doch sonst nur der Priester besteigen durfte. Bleich war ihr Antlitz, aber ihre Augen, die jedem einzelnen bis in die Seele zu schauen schienen, glühten in tiefem Feuer.

Und Hildegard hob zu sprechen an. Zuerst wandte sie sich an das Christenvolk, mahnte und warnte und tröstete mit so milden und guten Worten, wie es nur eine Mutter vermag.

Ei, dachte der Pfarrer von Liebfrauen, ein gar gutmütiger Herr, der sein Glas Wein und seinen Nachmittagsschlummer über alles liebte, da hab ich gedacht, sie fährt uns mit Sturmwind um die Köpfe, und es ist doch nur ein sanftes Lüftlein, das von der Kanzel herunterweht. Dann lächelte er milde und ließ sein rotes Angesicht über das stattliche Doppelkinn sinken. Die Augen schlossen sich in frommer Andacht.

Und weiter klang Hildegards Stimme, gut und mütterlich, und alle Herzen wandten sich ihr zu. Von der Gefahr der Irrlehre sprach sie, die auch durch Triers Gassen schleiche, um die Seelen dem wahren Licht abzuwenden. Von der unseligen Wunde, die dem Herzen der Christenheit durch zwiespältige Papstwahl geschlagen sei. Gar

keinen Zweifel ließ sie, wer der rechte Papst sei.

"Ihr habt nur einen Vater. Das ist Papst Alexander III. Ihm und keinem anderen seid ihr Gehorsam schuldig."

Sie ist mutig, dachte der Erzbischof und sann nach, was wohl geschehen würde, wenn der Kaiser, der ja den Gegenpapst schützte, von ihrer Rede erfahre.

Immer bewegter, immer inniger wurden die Worte der Predigerin. Sie warb um die Herzen, um sie in mütterlicher Güte der ewigen Liebe zuzuwenden. Das Bild des guten Hirten stellte sie endlich dem Volke vor die Seele, so daß sie ihn sahen, wie er durch die Dornen ging, um sein verstricktes Schäflein zu lösen und auf den Schultern heimzutragen.

"Ihn rufet, wenn ihr in die Dornen fielet! Laßt euch von Ihm finden, dessen Hände euch von allem Bösen befreien werden; denn Er ist die ewige Liebe. Es werden böse Tage auch über euch und eure Stadt kommen. Aber vor den Toren steht die Liebe Gottes und wartet."

Lange schwieg nun die Seherin. Dann wandte sie sich mit einem Male dem Hochchor zu, auf dem der Welt- und Ordensklerus Platz genommen hatte. Nicht mehr deutsch sprach sie jetzt; was sie den Geistlichen Triers zu sagen hatte, geschah in lateinischer Sprache.

Hell flammten ihre Augen, und wie aufgrollender Donner ward ihre Stimme. Mit jähem Ruck fuhr der Pfarrer von Liebfrauen auf, als mit einem Male so mächtige Worte von der Kanzel hallten. Nein, das war nicht mehr das sanfte Wehen, das war der Sturm Gottes, der zum Hochchor hinüberfuhr.

"Das geistliche Volk vernachlässigt Gottes Gesetz, weil es versäumt, das Rechte zu tun und zu lehren. Die Lehrer und Prälaten verlassen die Gerechtigkeit und schlafen. Ich aber habe diese Stimme vom Himmel reden gehört: 'Tochter Sion, die Krone auf deinem Haupte wird sich neigen, der weite Mantel deiner Reichtümer wird geschmälert werden, klein wird deine Zahl werden, und von einem Ort zum andern wird man dich vertreiben. Gewalttätige Menschen werden Städte und Klöster zerstören. Solche Bedrängnisse aber werden über Kirchen und Klöster kommen wegen des Ungehorsams gegen Gottes Gebot und Gesetz."

Wie Hämmer schlugen die Worte der großen Äbtissin zu, unbarmherzig und ohne Schonung verkündete sie den schlafenden Hirten Gottes Strafgericht. Wenn Herde und Hirt sich nicht wieder aus ganzem Herzen Gott zuwenden, dann werde Gott das Licht von dieser Stadt nehmen, das hier auf so hohem Leuchter stand.

Bleich wurden die Gesichter im Hochchor, und manches Haupt senkte sich in Reue und Scham.

Wieder hielt die Seherin einen Augenblick inne. Dann endete sie gewaltig in deutscher Sprache, und es war den atemlos Schweigenden, als halle es wie Gedröhn von hundert ehernen Glocken:

"Auch dich, Trier, sah ich im neuen Feuer, das den Jüngern in brennenden Zungen erschien. Deine Straßen sah ich in goldenem Glauben voll strahlender Wunder. Nun aber gehen böse Sitten in dir um, dunkel ist es in dir, so als kenntest du Gott nicht mehr. So werden denn durch Feindeshand Gottes flammende Gerichte über dich kommen, wenn du nicht, den Niniviten gleich, deine Sünden auslöscht durch die Werke der Buße!"

Lange schon hatte Hildegard die Kanzel verlassen, aber immer noch lag Schweigen über der vieltausendköpfigen Menge. Dann stimmte Erzbischof Hillin am Altar den Bußpsalm Miserere an, den einst König David in seines Herzens Zerknirschung gesungen. Alles Volk kniete nieder und rief nach der Barmherzigkeit Gottes.

Schweigend verließen die Trierer den Dom. Der Erzbischof aber sagte zu seinem Dompropst:

"Das Gewissen unserer Zeit hat heute zu uns gesprochen. Gebe Gott, daß Priester und Volk seine Stimme nicht vergebens gehört haben!"

Hildegard, die bei den Benediktinerinnen zu Öhren Unterkunft gefunden hatte, schloß in der kommenden Nacht kein Auge. Ihr Herz war zermartert von all dem Leid, das sie in Gottes Auftrag der Stadt Trier und ihren Hirten hatte künden müssen. Unsagbare Traurigkeit umfing sie, und ein tiefes Heimweh nach Ruhe und Frieden zerfolterte ihre Seele.

In wildem Gebet krampften sich ihre Hände ineinander, und ihr Herz schrie zu Gott:

"Herr, warum rissest Du mich aus der Stille in die Friedlosigkeit der Welt? Warum darf ich Dir nicht verborgen in meiner Zelle dienen, so wie es mein Herz verlangt? Warum, Herr, legst Du alles Leid der Welt auf meine Seele? Warum läßt Du meinen Mund Worte sprechen, die mir das Herz verbrennen?"

Keine Antwort kam aus der tiefen Dunkelheit. Hildegard schlug die Hände vor ihr Gesicht und stöhnte:

"Warum, Herr, nahmst Du mir die Klause auf dem Disibodenberg? Warum verstießest Du mich in Unruhe und Unfrieden?"

Hart hämmerte das Blut in ihren Schläfen. Es war ihr, als stürze sie in einen tiefen, düsteren Abgrund, vergebens nach einer Hand tastend, die Rettung bot.

"Meine Seele ist betrübt bis in den Tod!" klagten ihre Lippen. "Versagst Du mir, Vater, den Trost, den Dein Sohn auf dem Berg der blutenden Angst empfing?"

Lange Zeit verging, ohne daß ein Lichtstrahl in die gequälte Seele fiel. Plötzlich aber schrak Hildegard empor. Wie aus ewigen Fernen und doch so unsagbar nah und eindringlich klang eine Stimme:

"Warum, Hildegard, kreist all dein Denken um dich und deine Seligkeit? Warum denkst du nicht an die Brüder, die wunden Herzens nach meinem Wort verlangen, das ich in deinen Mund gelegt? Warum fragst du nach den Dornen, die dich zerstechen, mehr als nach dem Schäflein, das du aus allem Elend lösen sollst?"

Da neigte Hildegard tief ihr Haupt und betete:

"Dein Wille geschehe!"

*

Eine Woche noch blieb Hildegard in Trier; denn der Zustrom der Rat-und Hilfesuchenden wuchs gewaltig. So war es schon hoher Sommer, als die beiden Nonnen vom Rupertsberg aus den Toren der Stadt wanderten, um sich, dem Lauf der Mosel folgend, ins Lothringische zu begeben.

In Metz predigte Hildegard abermals öffentlich vor allem Volk. Die Stadt, in der einst der fromme Arnulf und der gewaltige Chrodegang den Hirtenstab geführt hatten, nahm die Worte der Seherin tief in ihr Herz auf, und was Hildegard in Lothringens Hauptstadt gesät hatte, das trug Frucht durch alle Jahrhunderte. Hier, wie in jeder Stadt, in denen die Äbtissin vom Rupertsberg gepredigt, verloschen die Tabernakelkerzen auch nicht im heftigsten Sturm.

Weiter setzte Hildegard nach etlichen Wochen den Wanderstab. Zu den Benediktinerinnen nach Krauftal bei

Zabern pilgerte sie, von der Äbtissin Hazecha willkommen geheißen. Hoher Sommer war es, als die beiden Nonnen durch die wogenden Kornfelder, die prangenden Gärten und die sonnigen Rebhügel des Elsaß wanderten. der Abtei Woffenheim zu, in der die goldene Rose geschmiedet wurde, die der Papst alljährlich am Sonntag Laetare weiht. Über den Waskenwald führte sie dann ihr Weg der Saar zu, wo sie die Zisterzienser zu Weiler-Bettnach und Freisdorf, die Benediktiner zu Busendorf und die Prämonstratenser zu Wadgassen besuchte. Überall mahnte und warnte die Seherin, lobte und tadelte und richtete die Herzen auf.

Ein Tag im November war es, als Hildegard und Hiltrud endlich wieder zum Rupertsberg heimkehrten. Zeit der Weinlese war es an Nahe und Rhein, und als die beiden Nonnen den Klosterberg hinanstiegen, fuhr ihnen zur Seite der letzte Erntewagen.

Ganz mit Weinlaub und Reben umkränzt thronte Gerhard von Rusteberg bei den beerengefüllten Bütten, und strahlend vor Freude jubelte er der Äbtissin zu:

"Das Weingeigerlein hat nicht umsonst musiziert. So einen Wein habt Ihr nimmer im Keller gehabt."

"So sei Gott der Segen gedankt!" erwiderte Hildegard fröhlich.

Der Bub aber tat einen Jauchzer und knallte den braunen Ochsten die Peitsche um die Ohren.

Unbeschreiblich war der Jubel des Konvents, als Hildegard nach so langer Abwesenheit wieder daheim war. Der Äbtissin erster Weg aber führte sie zum Hochaltar der Kirche, wo sie in innigem Gebet Gott für die Gnade der Heimkehr dankte und Seiner Barmherzigkeit noch einmal all die Stätten empfahl, in denen sie Sein Wort verkündet hatte.

Große Freude machte ihr ein Brief, in dem die Trierer Geistlichen ihr für die strenge Lehre dankten, die sie von der Domkanzel gegeben hatte, und sie herzlich baten, ihnen doch den Text ihrer Predigt zuzusenden, damit sie ihre Worte desto tiefer in ihr Herz einzugraben vermöchten.

"Ich danke Dir, Herr", betete Hildegard innig, "Du gabst mir eine gute Ernte."

*

Die sonnigen Tage vergingen, nachdem der letzte Erntewagen geborgen war. Stürme tosten über die Hügel und rissen die goldenen Blätter von den Weinstöcken.

An einem solchen Tage, an dem die Herbstwinde wie hungrige Wölfe um die Klostermauern strichen, ward Hildegard nach Bingen gerufen, wo ihr Ministrant, der kleine Gerhard von Rusteberg, in schwerem Fieber nach ihr verlangte. Ohne Zögern stieg die Äbtissin den Berg hinab, um nach dem Knaben zu sehen.

Hoch richtete sich der Fiebernde aus seinen Kissen auf, als Hildegard in die Krankenstube eintrat. Mit glänzenden Augen sah er sie an und keuchte:

"Hört Ihr den Sturm? Frau Jutta sagt, der Hackelbernd jagt auf einem Schimmel. Aber ich weiß, daß es anders ist. Der Wind hat meine Seele verloren. Nun heult er hinter ihr her. So ist es, gelt, Frau Äbtissin?" Und nach einer Weile, während deren er erschöpft in die Kissen zurücksank, fuhr er abermals auf, tastete nach der Hand der Äbtissin und hauchte: "Ist es schlimm, wenn man die Seele verliert?"

"Das ist schlimmer, als wenn Sonne und Mond vom Himmel stürzen", erwiderte Hildegard ernst.

"Wie muß das sein, wenn ein Mensch um seine verlorene Seele weint!" sagte der Fiebernde und erschauerte. Nach einer Weile fiel er in wilde Phantasien und stammelte Worte ohne Sinn.

Die ganze Nacht hindurch blieb Hildegard an seinem Lager, machte ihm Umschläge um die brennende Stirn und flößte ihm lindernden Heiltrak ein. Immer wieder aber schaute sie voll tiefer Verwunderung auf den Knaben, der so seltsame Dinge sprach.

"Gott, nimm dies Kind in Deinen Schutz!" betete sie aus ganzem Herzen.

Gegen Morgen ließ das Fieber nach. Der Kranke fiel in unruhigen Schlummer. Als er erwachte, lauschte er lange auf den Sturm, der immer noch um die Fensterläden heulte. Dann schaute er die Äbtissin mit großen Augen an und sagte:

"Ist es wahr, daß ein Stern vom Himmel fällt, wenn ein Mensch seine Seele verliert?"

"Gottes Hand kann ihn auffangen und wieder an den Himmel setzen", erwiderte Hildegard lächelnd.

"Ich will meine Seele nie verlieren", sagte der Knabe aufseufzend.

"Du wirst sie nie verlieren, wenn du sie in die Hände der Gottesmutter legst!" antwortete die Äbtissin ernst.

"In die Hände der Gottesmutter!" sprach der Knabe langsam nach. Dann ging ein Lächeln über sein Gesicht, und bald darauf fiel er in ruhigen Schlaf.

Still verließ Hildegard das Gemach.

Der Kaiser.

An einem Frühlingstag des Jahres 1163 saß Kaiser Friedrich, der Rotbart genannt, an einem Rundbogenfenster in seiner Pfalz zu Ingelheim. Vor ihm beugte ein junger Mann in buntem Gewand, dem blondstrahlendes Gelock in die hohe Stirn hing, ehrfürchtig das Knie und überreichte ein Pergament mit zierlich gemalten Buchstaben bedeckt. Es war ein lateinisches Huldigungsgedicht, das den Sieg Barbarossas über die Stadt Mailand verherrlichte

Fröhlicher Schein ging über des Kaisers zerfurchtetes Gesicht, während er die klingenden Verse las. Ein feines Lächeln zuckte um seinen Mund, als er jetzt laut die letzten Strophen sprach, die ihn zu weiteren Großtaten aufforderten:

Herr, es harren deiner, die in Knechtschaft stöhnen.
Willkomm wird dir werden von Siziliens Söhnen.
Um dich fleht Apulien auf zu Gott voll Sehnen,
Und in die Gebete fallen ihre Tränen.
Deines Reiches Kanzler dir die Wege zeiget,
Daß dein Pfad gefestigt auf zur Höhe steiget,
Er, der alle Lande deinem Zepter beuget,
Hat auch meiner Armut mild Sein Ohr geneiget!
Magst du, hoher Kaiser, deinen Lauf vollbringen
Und bis an die Sterne heben deine Schwingen!
Zeige Huld den Deinen, die dir Lobpreis singen,
Aber die Rebellen mag dein Schwert bezwingen!

"Nicht übel!" schmunzelte der Kaiser, als er das Blatt sinken ließ. "Mit vierfachem Reim und jeder Vers wie ein klingender Schwertschlag! Nicht übel, nicht übel! Dennoch weiß ich nicht, wessen Kunst die höhere ist, die Eure oder die Eures Herrn, des Erzbischofs Reinald von Dassel; denn gar geschickt weiß meines Reiches Kanzler durch des Dichters Mund mir seine Pläne and Herz zu legen! Nich übel, nicht übel! Dazu ist des Kanzlers Verdienst und seines Poeten Armut zugleich gar trefflich hervorgehoben! Ein außerordentlich lobenswertes und

höchst geschicktes Werk habt Ihr vollbracht, Herr Erzpoet; denn anders weiß ich des Erzbischofs und Erzkanzlers Hofdichter nicht zu benennen."

"Ihr beschämt meines Geistes Armut!" stammelte der Sänger, aber in seinen blauen Augen blitzte es hell und fröhlich auf.

"Wahrscheinlich sagt ihr das, um mich an eures Beutels Armut wieder zu gemahnen", lächelte Barbarossa. Er wandte sich um, schaute lange auf die blühendn Bäume, die ihre weißen Zweige fast bis in das hohe Gemach hineindrängten. Dann seufzte er: "Ihr seid reicher als der Kaiser, Archipoeta! Eure Kunst webt stets den goldenen Frühling um euer Herz und eure Harfe verstummt nicht vom Klang der Lieder. Der Kaiser aber sieht nichts als Tod und Brand und Verwüstung, hört nichts als das Klirren der Schwerter, den Schrei der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden, die Flüche der Verurteilten."

In diesem Augenblick trat ein Diener in das Gemach und meldete, die Äbtissin vom Rupertsberg sei soeben eingetroffen. Lebhaft erhob sich der Kaiser und sagte: "Sie soll ohne Zögern hierhergeleitet werden!"

Dem Erzpoeten warf er zum Abschied einen Beutel mit klingenden Münzen zu. Ein fröhliches Lächeln lag noch auf des Dichters Zügen, als er bei der Tür der Seherin begegnete.

Mit aufgehobenen Händen ging Friedrich der Äbtissin entgegen.

"Ich danke Euch, daß Ihr meinem Wunsche, Euch hier zu sehen, gefolgt seid", sagte er bewegt, während er einen Sessel mit hoher Lehne zurechtrückte. "Mein Herz ist voller Trauer und des Trostes bedürftig."

"Das lebendige Licht hat mich gelehrt, zu jedem zu gehn, der in Not und Sorge nach mir verlangt", erwiderte Hildegard.

"Und ob der, so Euch ruft, ein aussätziger Bettler oder ein Kaiser ist, das gilt Euch gleich", sagte Friedrich schmerzlich lächelnd.

"Ihr habt recht. Das gilt mir gleich!" antwortete die Äbtissin ruhig.

"Nun ja", fuhr Barbarossa nach kurzem Schweigen fort. "Ihr möget denn in mir nichts anderes sehen als einen Menschen, der Eures Rates und Eures Trostes bedarf; denn schwer von Leid ist meine Seele."

Der Kaiser erhob sich, blickte lange in den leuchtenden Garten, aus dem das Lied einer Drossel in die Stille klang. Dann sagte er düster:

"Wie habe ich mich nach so langer Zeit auf die Heimkehr gefreut. Was ist der Glanz des Südens gegen den Duft der deutschen Erde! Doch als ich kam, mußte ich abermals die Faust ballen und schlagen!" Traurig nickte er vor sich hin. Dann fuhr er, der Seherin zugewandt, leise zu sprechen fort: "Ich kam nach Mainz, um in der goldenen Stadt einen Fürstentag zu halten. Aber ich hörte von so namenlosen Greueln, die dort gegen Arnold von Seelenhofen, den mir ergebenen Erzbischof, geschehen waren, daß ich gar strenges Urteil fällen mußte. Ich ließ die Anführer enthaupten. Andere jagte ich in die Verban? nung. Die Mauern der Stadt werden niedergerissen, die Wälle geebnet, alle Befestigungen zerbrochen. Hunden und Wölfen, Räubern und Dieben wird Mainz in Zukunft offenstehen. Ich selber sah zu, wie die Spitzhacke ihr Werk tat, und die Flüche der Bürger knirschten hinter mir her."

"Ein Fluch für ein Volk ist ein König der nicht hart sein kann", sagte Hildegard ernst.

Lange ruhte Friedrichs heller Blick auf der Seherin. Dann nickte er mehrmals.

"Ich glaube, Ihr habt recht!"

"Darum mag Euch eine Tat, so hart sie auch sei, das Herz nicht beschweren, wenn sie nach Gerechtigkeit geschah und Barmherzigkeit zu üben nicht mehr erlaubt schien. Indessen will mich dünken, Euer Urteil habe zu Mainz wie zu Mailand mit den Übeltätern auch die Unschuldigen getroffen."

Jäh reckte sich Friedrich empor. Unter seinen Händen zerbrach der silberne Griffel, den er spielend gehalten. Eine heftige Entgegnung lag auf seinen Lippen. Aber Hildegard kam ihm zuvor.

"Ihr werdet, Kaiser Friedrich, Eure irdische Krone nicht ewig tragen. Einmal kommt die Stunde, da Ihr Rechenschaft vor dem König aller Könige geben müßt. Fällt Eure Entscheidung so, daß Ihr sie vor dem göttlichen Richter verantworten könnt."

Mit raschen Schritten ging der Kaiser durch das Gemach. Endlich blieb er vor der Äbtissin stehen, schaute sie lange an und sagte:

"Ich rief Euch zu mir, weil ich des Trostes bedürftig bin. Ihr aber kommt und klagt an."

"Ja, ich klage an", erwiderte Hildegard ohne Zögern. "Ich klage im Namen der Kirche, die Ihr durch die Erhebung des falschen Papstes bis ins Herz verwundet habt. Ich klage im Namen der Seelen, die, durch die Spaltung im Gottesreich verwirrt, am rechten Glauben zweifeln und finsterem Irrwahn sich zuwenden. Ich klage Euch an, Kaiser Friedrich, im Namen Gottes, dessen Reich Ihr verwüstet."

Die Seherin hatte sich erhoben und stand lodernden Blickes vor dem Gewaltigen. Bis in die Lippen erbleichte Friedrich vor Grimm. Dann senkte er die Augen und sprach:

"Ich weiß, daß Ihr zu Alexander haltet. Ich weiß, daß Ihr in Trier und anderswo öffentlich zum Ungehorsam gegen Viktor IV. aufgefordert habt. Ich will mit Euch nicht rechten. Mir aber ist der Weg vorgezeichnet. Ich kann nicht anders."

"So wird Euch Gott auf Seinen Weg bringen, Kaiser Friedrich", sagte Hildegard mit schwerem Ernst. "Er selber wird binnen kurzem dem falschen Papst die Krone vom Haupte stoßen. Wenn aber Ihr, Kaiser, abermals gegen den rechtmäßigen Herrn der Kirche Euch erhebt, dann wird Gottes Hand Euch niederschlagen und Euch von dem Gipfel Eurer Siege ins Elend stürzen!"

Lange war nun das Schweigen. Über den Himmel zog eine Wolke und malte dunkle Schatten über das Holzgetäfel. Düster starrte der Kaiser auf das Spiel des Lichtes. Endlich wandte er sich der Seherin wieder zu. Er hatte seinen Groll niedergezwungen und sagte mit beherrschter Stimme,als habe er die Drohungen Hildegards überhaupt nicht gehört:

"Ich habe Euch, ehrwürdige Frau Äbtissin, zur Erinnerung an Euren Besuch in der Kaiserpfalz eine Urkunde ausfertigen lassen, die meinen Namen trägt. Es ist ein Schutzbrief, der Euch, Eurem Konvent und dem Kloster auf dem Rupertsberg Sicherheit und Ruhe auch in den wildesten Zeiten verbürgt. Daß ich ihn Euch nun dennoch überreiche, mag Euch beweisen, daß Kaiser Friedrich ein offenes Wort zu ertragen weiß, wenn es in guter Absicht gesprochen ward. Geht in Frieden, Äbtissin Hildegard, und betet für mich."

(Fortsetzung folgt)

Bursen für Priesterstudenten

Die Wochen und Tage vor Ostern sind Tage des Betens, des Wiedergutmachens, des Fastens und des Almosengebens. Es geht darum, sich in der Liebe zu erneuern, in der Liebe zu Gott und in der Liebe zum Nächsten, dem Ebenbild Gottes auf Erden. Vor dem Bilde des Gekreuzigten sollen wir sinnen, beten und planen, damit wir der Liebe Werke erfassen und ausführen. Das Geben ist schön, heilig jedoch nur ist die aus Gottes- und Nächstenliebe geschenkte Gabe. Das Gute, das dem Gebet entfließt, zum Nächsten hin, ist Gott gegeben und von Gott auch genommen. Es segne uns der Gekreuzigte unser Liebeswerk, das wir hier tun. "Die Liebe deckt der Sünden viele zu", sagt Gottes Schrift. Gott wird uns helfen, viele unserer menschlichen Schwachheiten durch die Liebe der Wunden Christi Vergebung finden zu lassen — wenn wir auch durch Liebestaten am Nächsten Genugtuung dafür zu leisten suchen.

Fatima Burse

Bisher eingenommen:	$8,467.45
Mrs. John J. Schmidt, Kendal. Sask.	1.00
Mrs. F. Bergman, Langenburg, Sask.	2.00
Mrs. Frank Belak, Middle Lake. Sask.	1.00
Mrs. F. Miller, Regina, Sask.	1.00
Mrs. F. Roesch, Saskatoon, Sask.	3.00
John Novokowsky, Saskatoon, Sask.	3.00
Mrs. Nick Weisgerber, Schuler, Alta.	2.00
Mrs. B. Hupfer, Peace River, Alta.	4.00
Eine Leserin	3.00
	$8,487.45

St. Karl Burse

Bisher eingenommen:	$2,409.37
Mrs. M. H. Sellinger, Fox Valley, Sask.	5.00
G. Gottselig, Chamberlain, Sask.	3.00
	$2.417.37

U. L. F. vom Guten Rat Burse

Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)

Bisher eingenommen:	$2,870.20
Mrs. R. Ehman, Regina, Sask.	5.00
Miss K. Ehman, Regina, Sask.	50.00
	$2.925.20

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** **Box 249, Battleford, Sask.**

Bücherbesprechungen

Maria Hürter, *"Die heilige Theresia vom Kinde Jesu."* Ihr Leben der Jugend erzählt. – (Steyler Verlagsbuchhandlung, Kaldenkirchen/Rhld., 114 S., 3,80 DM.) – Das Besondere dieses Buches liegt in seiner Absicht, das Leben der "kleinen Heiligen" einmal auch der Jugend zu erzählen, und in der schlichten und anschaulichen Art, wie das der Verfasserin gelungen ist. Entspricht es nicht dem Wunsch Theresit, schon die Kinder auf den "kleinen Weg" zu Gott zu führen?

Martha Paulus *"Edith Stein"* – Aus Leben und Werk. (Verlag Schnell & Steiner, München, 100 Seiten, DM 6.80). Das kleine Buch ist ein reiches Geschenk für die immer größer werdende Gemeinde der Freunde von Edith Stein, der jüdischen Konvertitin, die als junge Philosophin den den Weg zu Christus fand und als Karmeliterin, im national-sozialistischen Vernichtungslager Auschwitz mit ihrer ebenfalls katholisch gewordenen Schwester Rosa den Verbrennungstod starb: eine feine, eindringliche Lebensbeschreibung, Auszüge aus ihren religiösen Werken, aus denen das Ewige ihres Wesens leuchtet, und ein paar ergreifende Briefe mit dem letzten Wort: "Sei gegrüßt, Kreuz, du einzige Hoffnung!"

Heinrich M. Christmann, *"Thomas von Aquin als Theologe der Liebe"*. – (F. H. Kerle Verlag, Heidelberg, 51 S., DM 2,80.) – Der Hauptschriftsteller der Deutschen Thomasausgabe zeigt hier die manchen vielleicht unvermutet geistigen Auseinandersetzungen unserer Zeit und weiß uns den nüchternen Denker Thomas auch als einen Theologen der Liebe nahezubringen.

Thomas von Aquin, *"Ich glaube an Gott"*. – (Walter Verlag Olten und Freiburg, 135 S., 5,90 DM.) – Dieser kleine Band umfaßt drei wertvolle Schriften des großen Meisters des christlichen Mittelalters, nämlich seine Erklärung des Glaubensbekenntnisses und seine Betrachtungen über das Vaterunser und den Englischen Gruß. Eine dankenswerte Neuerscheinung nicht nur für Katecheten und Theologen, sondern auch für Laien, denen die heilige Nüchternheit christlicher Lehrweisheit willkommen ist.

Robert Quardt, *"Für eure Seelen."* Leben und Werk des Bischofs Joseph Philippe von Luxemburg – (Canisius-Verlag, Konstanz, 236 S., kart. 5,20 DM.) – Pater Quardt erzählt in seiner ansprechenden volkstümlichen und jugendgemäßen Art das Leben eines großen Priesters, der als zweiter Generaloberer der Genossenschaft der Herz-Jesu-Priester und als Bischof von Luxemburg († 1956) Großtaten im Dienste der Heidenbekehrung vollbrachte und dessen Beispiel vielleicht wie wenige andere in jungen Herzen die Liebe zum Priester- und Ordensberuf zu entzünden vermag.
Piero Bargellini, *"Heilige als Menschen."* – (Verlag Friedrich Pustet Regensburg, 330 S., kart. 11,00, geb. 13,00 DM.) Der Verfasser eines der schönsten Franziskusbücher zeichnet hier die menschlichen Charakterbilder von 17 Heili-
Don Bosco und Pius X., indem er jeden in seiner beson-
Don Bosco und Pius X., inndem er jeden in seiner besonderen Eigenart darstellt und uns dabei manche neuen und überraschenden Einblicke in ihr Wesen tun läßt.